

# ÖÖ. HEIMATBLÄTTER

2014 HEFT 1/2

Beiträge zur Öö. Landeskunde | 68. Jahrgang | [www.land-oberoesterreich.gv.at](http://www.land-oberoesterreich.gv.at)





# OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

---

68. Jahrgang

2014

Heft 1/2

---

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

---

- Alexander Binstener: Homo erectus, Neandertaler, Ötzi und Co.  
10 Jahre Steinzeit-Projekt in Linz 3
- Leopold Schiendorfer sen., Thomas Nussbaumer: 450 Jahre Salzbergbau Bad Ischl 19
- Reinhold Dessl: Der Zisterzienser mit dem Tintenfass –  
das denkwürdige Wirken des Wilheringer Abtes Alan Aichinger (1705–1780) 33
- Josef Simbrunner: Das Theatergenie Emanuel Schikaneder und seine  
Verbindung zum kulturellen Linz 49
- Ingrid Radauer-Helm: Zur neusachlichen Malerei Herbert Plobergers  
(1902 Wels–1977 München). Eine aktuell erweiterte Bestandsaufnahme 55
- Freimut Rosenauer: Lücken im Familienstammbaum des Dichters geschlossen –  
Nachfahren Franz Stelzhamers in Chile eruiert 77
- Stephan Guld: Aufstieg und Niedergang im Zeitraffer: Die kurze Geschichte  
der Ton- und Porzellanwarenfabrik Kunz/Neuhofen a. d. Krems 83
- Thomas Schwierz: Der rätselhafte Gedenkstein im Eidenberger Wald: Protokoll  
einer Spurensuche 89
- Rainer Reinisch: Methodische Altstadterhaltung: Braunau bundesweit Muster  
und Modell 93

---

BUCHBESPRECHUNGEN

97

---



Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung,  
Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare)  
und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter  
der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung,  
Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel.  
073 21/77 20-1 54 77

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,-  
(inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG,  
Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger,  
Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der  
jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte über-  
nimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-018-2

Mitarbeiter:

Dipl. Geol. Univ. Alexander Binsteiner  
Vlcetin 43, CZ 39468 Zirovnice

Leopold Schiendorfer sen.  
Pernecker Straße 57, 4820 Bad Ischl

Thomas Nussbaumer  
Stifterkai 17, 4820 Bad Ischl

Abt Dr. Reinhold Dessl  
Linzer Straße 4, 4073 Wilhering

Dr. Josef Simbrunner  
Doppelbauerweg 4, 4040 Linz

Mag. Ingrid Radauer-Helm  
Uhlplatz 5/33, 1080 Wien

Kons. Freimut Rosenauer  
Kustos des Kulturhauses Stelzhamermuseum  
Pramet  
4910 Tumeltsham 47 bei Ried i. I.

Stephan Guld  
Brauhausberg 7, 4501 Neuhofen an der Krems

Kons. Dr. Thomas Schwierz  
Lichtenberger Straße 96, 4201 Eidenberg

Dipl.-Ing. Architekt Rainer Reinisch  
Lerchenfeldgasse 51, 5280 Braunau



Titelbilder:

Herbert Ploberger, „Stilleben mit Tuch“,  
Ausschnitt Herbert Ploberger, „Selbstbildnis“.  
(Jeweils Beitrag Radauer-Helm)

# Homo erectus, Neandertaler, Ötzi und Co. 10 Jahre Steinzeit-Projekt in Linz

Von Alexander Binstener

## Prolog

Wesentliche Impulse erhielt die moderne Steinzeitforschung im Großraum Linz und in Oberösterreich in den vergangenen Jahren vor allem durch die archäologischen Grabungen in Ansfelden und Steyregg, wo nicht zuletzt der Kenntnisstand um den Einflussbereich der Chamer Kultur in den Regionen außerhalb der bayerisch-böhmischen Kerngebiete erheblich erweitert werden konnte.

Aber auch die Aufarbeitung alter Fundinventare und Sammlungen ließ ein internationales Beziehungsgeflecht oberösterreichischer Kulturen in der Jungsteinzeit erkennen. Dazu zählt vor allem die sogenannte „Sammlung Much“ am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien, die Matthäus Much zwischen 1870 und 1872 aus der Pfahlbausiedlung von See am Mondsee zutage gefördert hatte, und mit der er danach die Bezeichnung „Mondseekultur“ in die Urgeschichtsforschung eingeführt hat. Heute zählen die Überreste dieser Siedlung zusammen mit anderen Pfahlbauten am Attersee zum UNESCO-Weltkulturerbe.

Schließlich brachte die konstruktive Zusammenarbeit mit zahlreichen Sammlern aus der Region um das Mündungsgebiet der Enns in die Donau neue

Erkenntnisse zur Altsteinzeit. So konnten beispielsweise in Weinzierl nahe der Stadt Perg typische Artefakte und Schmuckgegenstände des Aurignacien aufgesammelt werden, die auf ein größeres Lager aus dem frühen Jungpaläolithikum schließen lassen.

Das sinnvolle Zusammenspiel einzelner Bereiche archäologischer und geoarchäologischer Forschung trägt dazu bei, generell ein neues Bild der Steinzeit und im Besonderen für Oberösterreich zu entwerfen.

Dabei wird deutlich, dass in der Zukunft von einer wachsenden Zahl an Neufunden auszugehen sein wird. Auch die neuen Erkenntnisse, die sich aus der interdisziplinären Bearbeitung staatlicher und privater Sammlungen gewinnen lassen, werden stetig anwachsen.

## Paläolithikum

Symptomatisch für die Untersuchung steinzeitlicher Funde in Oberösterreich stand am Beginn eine Privatsammlung.<sup>1</sup> Auf den würmzeitlichen

---

<sup>1</sup> Sammlung Helmut Ardelt, St. Valentin. Dazu: Alexander Binstener – Erwin M. Ruprechtsberger, Späte Altsteinzeit im Linzer Raum. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 43, Linz 2009.

Lössterrassen um die Ortschaft Weinzierl im Bezirk Perg konnten im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten Hunderte von Artefakten auf den Ackerflächen geborgen werden. Darunter waren auch Gehäuse aus Dentalium und eine Cardium-Muschel, die im Schlossbereich eine Lochung aufwies. Jüngst fanden sich sogar mehrere gelochte Schneckengehäuse. Der Großteil der Funde, vor allem aber die hohen Kratzer, die an der Kratzerstirn teilweise zu einer Spitze ausgearbeitet waren, fallen typologisch eindeutig in das Aurignacien. Mit der Qualität, aber auch der großen Zahl von Artefakten kann die Fundstelle von Weinzierl in eine Reihe mit den bekannten Stationen von Krems, Willendorf oder vom Keilberg bei Regensburg gestellt werden.

Danach folgte die Aufarbeitung der Steinartefakte aus den Grabungen des Oberösterreichischen Landesmuseums zwischen 1965–1974 auf der Berglitzl in der Gemeinde Langenstein.<sup>2</sup> Der etwa 12 Meter hohe Hügel aus Granit in den Donauauen bei Gusen ist von Schotterresten, Sanden und Schlufflagen bedeckt, die jüngst durch Bodensondagen bis an die Spitze der Erhebung nachgewiesen werden konnten. Im Laufe der verschiedenen Kälte- und Wärmeperioden der letzten Eiszeit war die Insel immer wieder vollständig von der Donau überflutet. Unter den würmzeitlichen Sedimentschichten der Hügelkuppe kamen markante Steinsetzungen aus plattigen Granitblöcken zum Vorschein, die als Überreste einer Pflasterfläche und eines eiszeitlichen Jagdlagers interpretiert werden konnten. Die Steinsetzungen werden in eine Warmphase zwischen

der Würm- und Riss-Eiszeit vor etwa 130.000 bis 80.000 Jahren datiert.

Die Zeitspanne der Funde reicht vom Mittelpaläolithikum über das Spätpaläolithikum und Mesolithikum bis ins Neolithikum. Schließlich können einige der Silexgeräte eindeutig der Frühbronzezeit zugeordnet werden.

Die Datierungen der Artefakte aus der Ramesch-Höhle der Warscheneck-Gruppe im Toten Gebirge ergaben ein Alter zwischen 60.000 und 30.000 Jahren vor heute. Die Levallois-Spitze (Abb. 3) als aussagekräftigstes Gerät lag bei rund 50.000 Jahren vor heute. Sie ist typologisch direkt vergleichbar mit gleichartigen Geräten von der Berglitzl (Abb. 2).

Die Entdeckung einer Freilandstation der Neandertaler auf der Würm-Terrasse bei Ernstshofen an der Grenze zu Oberösterreich mit Hunderten von Artefakten,<sup>3</sup> die größtenteils in der typischen Levallois-Technik hergestellt worden waren, verdeutlichte dann endgültig die Anwesenheit des Neandertalers im Ennstal.

Darüber hinaus fanden sich auch im Engerwitzdorfer Raum bei der Aufarbeitung der Sammlung Meiche<sup>4</sup> einige der charakteristischen Levallois-Geräte.

Diese gaben zusammen mit den Funden von Großraming und der Re-

---

<sup>2</sup> Alexander Binsteiner – Erwin M. Ruprechtsberger, Von der Alt- zur Jungsteinzeit. Die Berglitzl bei Gusen im Spannungsfeld der Forschung. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 29, Linz 2010.

<sup>3</sup> Sammlung Franz Mitterhuber, Haidershofen.

<sup>4</sup> Sammlung Kurt Meiche in der Gemeinde Engerwitzdorf. Dazu: Alexander Binsteiner – Erwin M. Ruprechtsberger, Neue Steinzeitfunde im Unteren Mühlviertel. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 48, Linz 2013.



Karte 1. Fundstellen im Donau-Enns-Paläolithikum. Die Funde von Ernsthofen und vom Lehnberg, Gemeinde Haidershofen, an der Enns liegen in Niederösterreich.

bensteiner Wand bei Laussa den wohl begründeten Anlass, um ab jetzt von einem Donau-Enns-Paläolithikum<sup>5</sup> neu sprechen zu können. Fraglich sind derzeit noch die wenigen Hornsteinartefakte vom Nixloch bei Losenstein, für die ein jungpaläolithisches Alter angenommen wird.

Den Schlussstrich setzt derzeit eine neue Fundstelle auf dem Lehnberg in der Gemeinde Haidershofen<sup>6</sup> an der Enns direkt an der Grenze zu Oberösterreich. In einer Rotlehmschicht, die in die Cro-

mer-Warmzeit etwa zwischen 500.000 und 600.000 Jahre vor heute datiert wird, fanden sich Artefakte des *homo erectus* aus

<sup>5</sup> Alexander Binsteiner – Erwin M. Ruprechtsberger, Das Donau-Enns-Paläolithikum. Mit Forschungsüberblicken zu Nieder- und Oberösterreich. Mit einem Beitrag von Ernst Lauer mann. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 45, Linz 2011.

<sup>6</sup> Sammlung Franz Mitterhuber, Haidershofen. Dazu: Alexander Binsteiner, Die altsteinzeitlichen Artefakte vom Lehnberg, Gemeinde Haidershofen. Eine neue Fundstelle des Donau-Enns-Paläolithikums in Ober- und Niederösterreich. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 47, Linz 2012.



*Abb. 2. Berglitzl, Gemeinde Langenstein. Levallois-Spitze aus Hornstein, Länge: 6,0 cm*



*Abb. 3. Artefakte aus der Rameschöhle, Warscheneck-Gruppe, Totes Gebirge. Knochenspitze und Levallois-Spitze aus Hornstein (Länge: 6,5 cm; Bild: Gernot Rabeder).*



Abb. 4. Protobiface vom Lehnberg, Gemeinde Haidershofen an der Enns, Niederösterreich.  
 1 Vorderseite; 2 Rückseite, Länge 7,4 cm.

Quarzit, Quarz und Kalkstein; darunter Faustkeile, Cleaver und ein sogenannter Protobiface, eine Vorform eines Zweiseiters. Vor allem dieses sehr typische Gerät schlägt eine Brücke zu vergleichbaren Funden in Ostafrika, die dort aber mit bis zu 1,8 Mio. Jahren deutlich älter datiert werden.

### Neolithikum

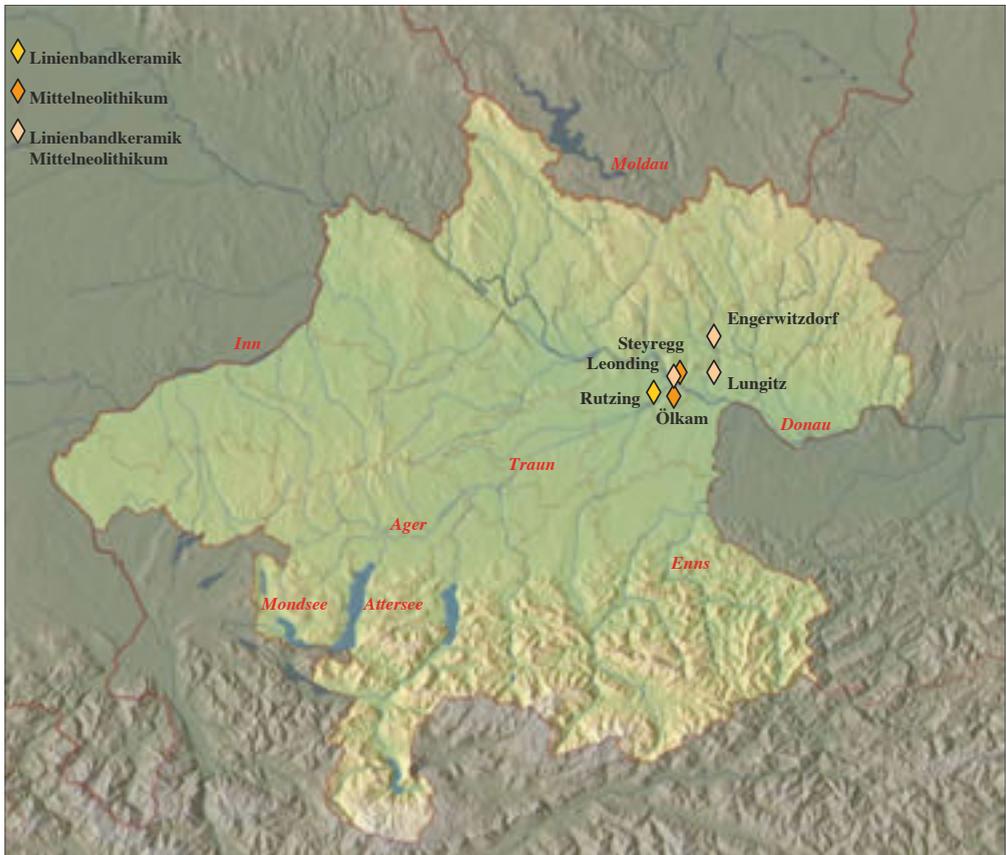
Zu Beginn der Betrachtungen zur Jungsteinzeit Oberösterreichs stehen erneut die Altfunde der Grabungen in Rutzing und Haid. Besonders das Inventar aus Grab 13 des bandkeramischen Gräberfeldes in Rutzing mit dem Perlschmuck und der Gürtelschließe aus den Schalen der Spondylusmuschel sowie einer Pfeilspitze und weiteren Geräten aus dem Jurahornstein der Arnhofer Mine in Niederbayern verdeutlichen in eindrucksvoller Weise den enormen

Handelsradius der Bandkeramiker, der in diesem Fall von der Ägäis und dem Schwarzmeergebiet bis in die Südliche Frankenalb reicht.<sup>7</sup>

Durch die Arnhofer Funde in Rutzing ergibt sich zugleich eine weitere Zeitmarke für den Beginn der Abbauaktivitäten in den Feuersteinrevieren der Donau-Alt-mühl-Region und Niederbayerns in der Bandkeramik.

Das nachfolgende Mittelneolithikum mit den Kulturen der Stichbandkeramik, Lengyel und Münchshöfen tritt vorwiegend durch Einzelfunde von Keramiken mit den typischen Verzierungselementen in Erscheinung. In Leonding fanden sich zusammen mit Baubefunden und Gefäßen der Linienbandkeramik auch Fundhorizonte der Lengyel-Kultur,

<sup>7</sup> Alexander Binstener, Drehscheibe Linz – Steinzeithandel an der Donau. Mit einem Beitrag von Erwin M. Ruprechtsberger. Linzer Arch. Forsch. 37, Linz 2006.



Karte 2. Fundstellen mit aktuellen, materialkundlichen Untersuchungen der Linienbandkeramik und des Mittelneolithikums in Oberösterreich.

die offenbar mit der südostbayerischen Oberlauterbacher Gruppe (SOB 2) in Verbindung stand, sowie Keramiken des späten Mittelneolithikums, das durch die Münchshöfener Kultur belegt ist. Besondere Bedeutung erhält die mehrphasige Siedlung von Leonding durch den Fund der lengyelzeitlichen Bestattung einer Frau mit Grabbeigaben.<sup>8</sup>

Die mittelneolithische Kreisgrabenanlage von Ölkam bei St. Florian zählt sicher zu den ergiebigsten Fundplätzen des gesamten Neolithikums im Raum Linz. Viele der Keramikfunde sind der

Lengyel-Kultur zuzuordnen. Eine repräsentative Untersuchung des Silexinventares aus dem Graben und dem Inneren der Anlage zeigte die weitreichenden Beziehungen der Erbauer.<sup>9</sup> So fanden sich bayerische Hornsteine mit insgesamt rund 40 Prozent aus den Feuersteinberg-

<sup>8</sup> Karina Grömer, Jungsteinzeit im Großraum Linz. Siedlungs- und Grabfunde aus Leonding. Linzer Arch. Forsch. 33, Linz 2001.

<sup>9</sup> Alexander Binsteiner – Erwin M. Ruprechtsberger, Jungsteinzeitliche Silexartefakte und Keramik im Raum Linz und Oberösterreich. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 41, Linz 2008.



Abb. 5. Rutzling, Bez. Linz-Land. Inventar aus Grab 13 aus dem bandkeramischen Gräberfeld mit Gürtelschliesse, Ketten aus Spondylus und Hirschmandeln sowie einer Pfeilspitze (Länge: 3,8 cm) aus dem gebänderten Hornstein des niederbayerischen Bergwerkes von Arnhofen, Lkr. Kelheim (Foto: E. Grilnberger).

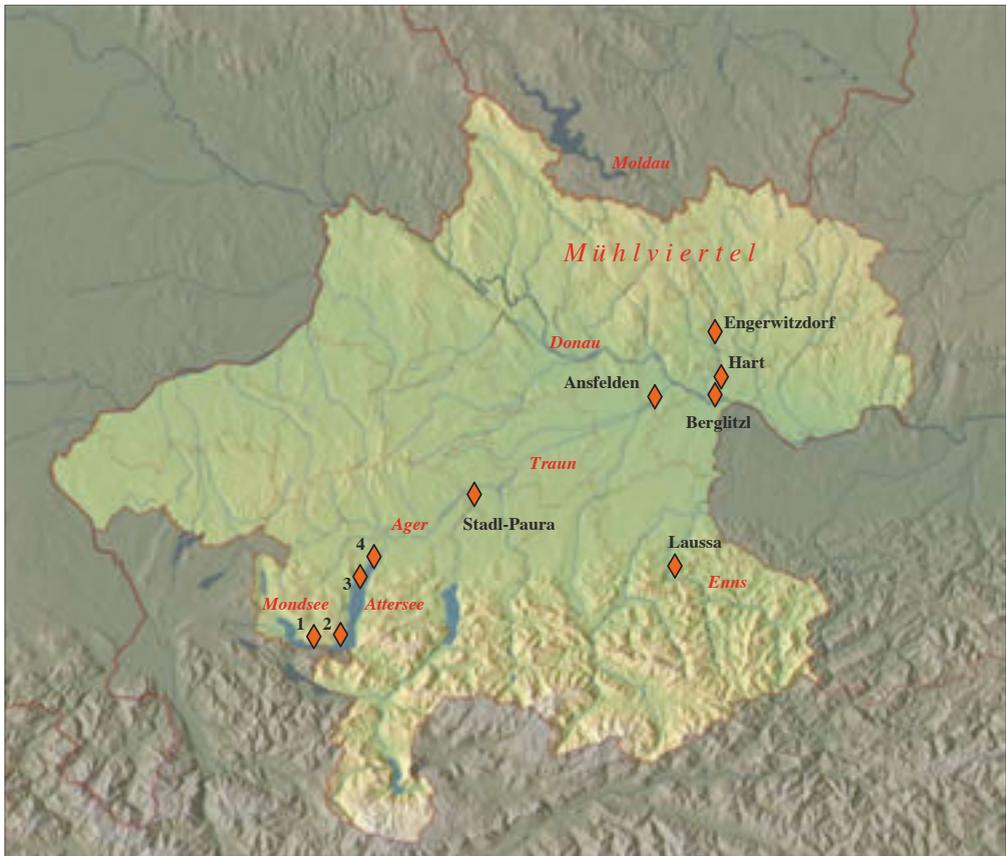
werken von Flintsbach und Arnhofen. Aber auch Obsidian, der donauaufwärts aus Ungarn und der Slowakei den Weg nach Ölkam fand, war mit rund 17 Prozent nachzuweisen. Das kann als klares Indiz gewertet werden, dass die Kreisgrabenanlage nicht nur kultischen und religiösen Zwecken diente, sondern auch als Handels- und Warenumschlagplatz genützt wurde.

Nach der Münchshöfener Kultur als letzter Phase des Mittelneolithikums folgte mit der Mondsee-Kultur das Jungneolithikum. Die Pfahlbauten von See am Mondsee wurden 1872 von Matthäus Much entdeckt. Das reiche Fundinventar, das sich heute im Institut für Urgeschichte und Historische Archäologie der Universität Wien befindet,

birgt auch ein größeres Kontingent an Feuersteingeräten. Erstmals konnten die Artefakte im Rahmen eines Seminars mikroskopisch untersucht werden.<sup>10</sup> Hinzu kamen Materialsichtungen in den Sammlungen des Heimathauses Vöcklabruck und des Pfahlbaumuseums in Mondsee.

Dabei zeigte sich der Einfluss bayerischer Hornsteinimporte in den Pfahlbauten des Salzkammergutes, mit denen die Kontakte der Siedler an Mond- und Attersee zu ihren Nachbarn der Altheimer Kultur rekonstruiert werden konnten.

<sup>10</sup> Alexander Binsteiner – Erwin M. Ruprechtsberger, Mondsee-Kultur und Analyse der Silexartefakte von See am Mondsee. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 35, Linz 2006.



Karte 3. Der Mondsee-Donau-Wasserweg vom Mondsee über die Seeache zum Attersee, dann auf die Ager und die Traun, die bei Linz in die Donau mündet (Lufflinie 81 km). In Seewalchen (4) am Attersee fand sich eine gestielte Pfeilspitze der Remedello-Kultur aus der Ötzi-Ära.

Aus räumlichen Gründen sind an Mond- und Attersee exemplarisch nur die Weltkulturerbe-Pfahlbausiedlungen von 1 See am Mondsee, 2 Misling, 3 Aufham, 4 Attersee und Seewalchen eingetragen. Weitere bekannte Fundorte sind u. a. für den Mondsee die Stationen von Mooswinkel und Scharfling und für den Attersee die Siedlungen von Kammer und Weyregg.

Aber auch der kulturelle Austausch über den Alpenhauptkamm mit der zeitgleichen Remedello-Kultur der Ötzi-Ära konnte mit Feuersteingeräten aus den Lagerstätten der Lessinischen Berge (Monti Lessini) in der Provinz Verona, Oberitalien, eindeutig bestätigt werden.

Neben den Importen waren aber die lokalen Hornsteinvorkommen, wie

beispielsweise in den Oberalmer Kalken des Salzkammergutes, die wichtigsten Quellen für die Rohstoffversorgung der Pfahlbauer an Mond- und Attersee.

Aus heutiger Sicht kann für die Zeit der Mondsee-Kultur eine Wasserstraße rekonstruiert werden, die vom Mondsee über den Attersee auf Ager und Traun bis an die Donau reichte.



Abb. 6. Sichelblätter der Mondsee-Kultur aus Baiersdorfer Plattenhornstein (Bild 1 und 2) und alpinem Plattenhornstein (Bild 3). **1** Laussa, Bez. Steyr-Land; Länge: 13,3 cm; **2** Hart, Gem. Langenstein, Bez. Perg; Länge: 11,55 cm. **3** See am Mondsee, Bez. Vöcklabruck; Länge: 9,7 cm.

Durch das Auftreten typischer Sichelartefakte wie die Mondsee-Sicheln ist die Mondsee-Kultur zudem auf der Berglitzl, im Gusental des Mühlviertels und auch im Ennstal an der Rebensteiner Wand bei Laussa belegt.

In das vierte vorchristliche Jahrtausend fällt auch die Lebenszeit der Gletschermumie vom Tisenjoch, besser

bekannt unter dem Namen Ötzi.<sup>11</sup> Die umfangreichen Materialstudien der letzten Jahrzehnte ergaben, dass der sogenannte Ötzi-Feuerstein aus den Monti Lessini auch nördlich des Alpenhaupt-

<sup>11</sup> Alexander Binsteiner, Der Fall Ötzi – Raubmord am Similaun. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 38, Linz 2007.

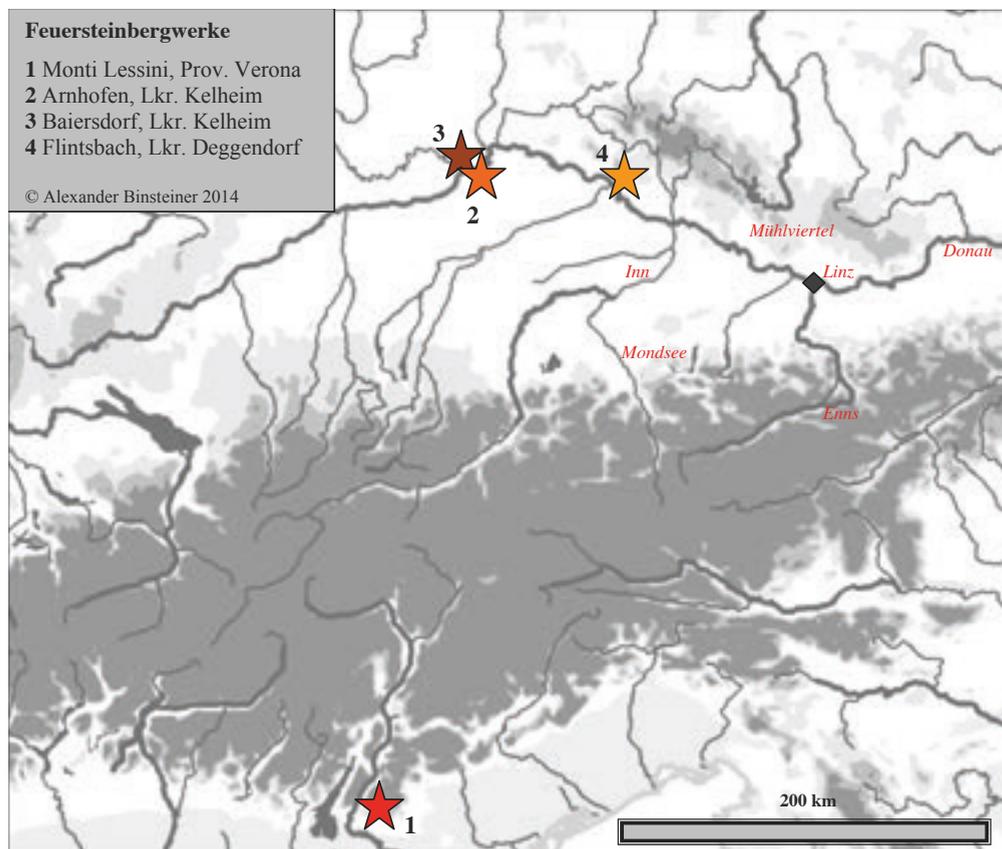


Abb. 7. Vergleich kleiner Sichelblätter und typischer Altheimer Pfeilspitzen aus der Pfahlbausiedlung von See am Mondsee (linke Seite) und von der Berglitzl (rechte Seite).

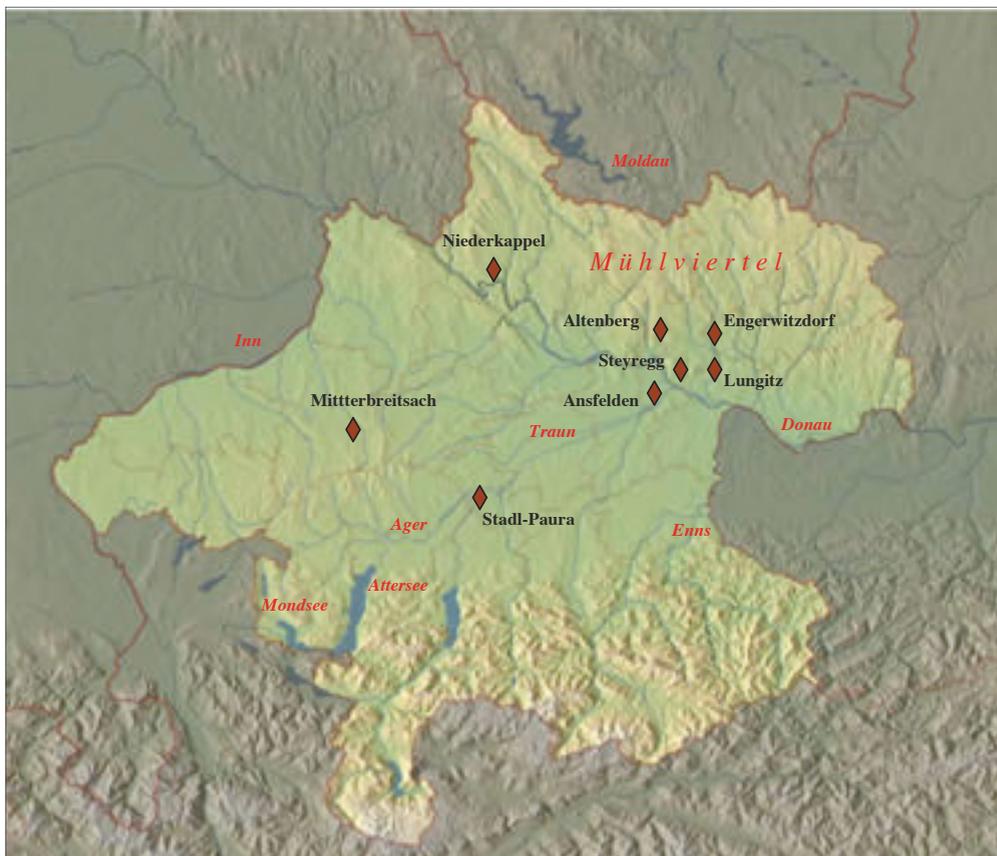
Längenangaben der Geräte: **1** L 8,0 cm; **2** L 6,4 cm; **3** L 4,0 cm; **4** L 3,6 cm.



Abb. 8. Feuersteingeräte aus Lessinischem Feuerstein in Oberösterreich (Detailaufnahmen).  
**1** Klinge von der Burgwiese in Ansfelden (Länge: 3,9 cm); **2** Klingenkratzer aus Engerwitzdorf (Länge: 3,20 cm).



Karte 4. Sileximporte aus Bayern und Oberitalien nach Oberösterreich



Karte 5. Modern untersuchte Fundstellen der Chamer Kultur in Oberösterreich.

kammes verbreitet war. Die bislang nordöstlichsten Exemplare einer kleinen Klinge und eines Klingenkratzers aus dem markanten Silexmaterial fanden sich bei den Grabungen auf der Burgwiese in Ansfelden in einer mondseezeitlichen Schicht und im Raum Engerwitzdorf.

Mit diesen überraschenden Neufunden lebt auch die Diskussion um die Lebenszeit des Ötzi und die rätselhaften Umstände seines Todes in den Alpen wieder auf. In jedem Fall aber müssen in Zukunft die Verbindungen mit der

Mondsee-Kultur in die verschiedenen Lösungsszenarien des Mordfalles Ötzi einbezogen werden.

Die Kerngebiete der endneolithischen Chamer Kultur lagen in Bayern und Böhmen. Gegen Ende des vierten vorchristlichen Jahrtausends wurden auch Teile von Oberösterreich bis an die Ager und Traun mit der bekannten Siedlung von Stadl-Paura, besonders aber das Mühlviertel besiedelt. Die Gründe für diese Einwanderung liegen im Dunkeln. Gut zu erkennen sind die Überreste der Chamer Siedlungen an



Abb. 9. Verzierte Keramikfragmente der Chamer Kultur; Breite der Scherbe rechts: 4,78 cm (Sammlung Kurt Meiche, Engerwitzdorf).



Abb. 10. Pfeilspitzen der Chamer Kultur aus Stadl-Paura, VB Vöcklabruck.  
Länge Spitze rechts aus Flintsbacher Hornstein: 2,94 cm.

den typischen Verzierungen ihrer Gebrauchskeramik, die sich immer wieder auf Freilandfundstellen und bei archäologischen Ausgrabungen eindeutig identifizieren lässt.<sup>12</sup> Den Grundstein für die Erforschung der Chamer Kultur in Oberösterreich legten die Grabungen auf der Burgwiese in Ansfelden<sup>13</sup> und in Steyregg in den Ortsteilen Pulgarn und Windegg.

Zuletzt erfolgte die Aufarbeitung einiger größerer Komplexe mit Chamer

<sup>12</sup> Elisabeth Rammer, Jungsteinzeit am Rand des Linzer Beckens. Steyregg/Pulgarn (1994–1997): Die Keramikfunde. Mit einem Beitrag von Alexander Binsteiner. Linzer Arch. Forsch. 40, Linz 2010.

<sup>13</sup> Peter Trebsche, Die Höhensiedlung „Burgwiese“ in Ansfelden (Oberösterreich). Linzer Arch. Forsch. 38, Linz 2008.

Funden im Gusental und im Raum Engerwitzdorf. Dabei zeigte sich erneut der starke Einfluss der bayerischen Hornsteinbergwerke, in denen offenbar auch noch gegen Ende der Jungsteinzeit Rohstoffe gefördert und über den Donauweg verhandelt wurden. In allen untersuchten Inventaren fanden sich die typischen Plattenhornsteine aus Baidersdorf und Arnhofen sowie vor allem die Hornsteine aus dem Abbaugbiet von Flintsbach in Niederbayern, das nur rund hundert Kilometer von Linz entfernt donauaufwärts lag.

### Ausblick

Nun gilt es, die Untersuchungen in den verbliebenen privaten wie auch staatlichen Sammlungen weiter voranzutreiben. Das Ziel ist, eine vollständige und moderne Landesaufnahme aller Steinzeitfunde zu erreichen. Damit wäre Oberösterreich das erste Bundesland mit einer zusammenfassenden Darstellung aller Epochen der Steinzeit.

Die zeitliche Spannweite der Forschungen reicht dabei von den Hinterlassenschaften der Neandertaler im Donau-Enns-Paläolithikum, die auf oberösterreichischer Seite auf der Berglitzl, in der Rameschhöhle und zuletzt im Mühlviertel im Raum Engerwitzdorf anhand ihrer typischen Artefakte nachgewiesen werden konnten.

An der Grenze zu Niederösterreich liegt bei Haidershofen eine bedeutende Fundstelle mit Steingeräten des Homo erectus und in Ernthofen die größte Freilandstation der Neandertaler im Donauraum. Hier hat die Forschungsarbeit mit den grundlegenden Geländebeobachtungen, die zwangsläufig auch nach

Oberösterreich übergreifen müssen, gerade erst begonnen.

Besonders spannend ist der Zeitraum um 40.000 Jahre vor heute, als die Neandertaler dem frühen Homo sapiens begegneten, der über den Donaukorridor nach Mitteleuropa eingewandert war. Hierzu gibt es auf den Lössterrassen um Perg/Weinzierl eine Station in Oberösterreich, die auch weiterhin erstklassiges Fundmaterial liefern wird.

Das Neolithikum ist mit sämtlichen Zeitabschnitten von der Linienbandkeramik über das Mittelneolithikum bis in das Jung- und Endneolithikum mit Funden belegt.

Gegen Ende der Jungsteinzeit erreicht eine Einwanderungswelle der Chamer Kultur Oberösterreich. Die Zusammenhänge mit der untergegangenen Mondsee-Kultur, die zeitlich dem Chamer Siedlungshorizont vorausgeht, und dem Auftreten von ötzeitlichen Feuersteingeräten im Nördlichen Alpenvorland, die aktuell bis ins Mühlviertel reichen, ist eines der spannendsten Kapitel der gesamten Steinzeit. Auch hier ist das Ende der Forschungen noch nicht absehbar.

### Weiterführende Literatur

Antl-Weiser, W. 1998: Die Silexgeräte aus Steyregg-Pulgarn. In: E. M. Ruprechtsberger - O. Urban, Berge - Beile, Keltenschatz. Linzer Arch. Forsch. 27, 26-32, Linz.

Binstener, A. 1989: Der neolithische Abbau auf Jurahornsteine von Baidersdorf in der Südlichen Frankenalb. Arch. Korrb. 19, 4, 331-337.

Binstener, A. 1990: Das neolithische Feuersteinbergwerk von Arnhofen, Ldkr. Kelheim. Ein Abbau auf Jurahornsteine in der Südlichen Frankenalb. Bayer. Vorgeschbl. 55, 1-56.

Binstener, A. 1990: Die Feuersteinlagerstätten Südbayerns und ihre vorgeschichtliche Nutzung. Der Anschnitt, Jg. 42, 162-168.

- Binstener, A. 1994: Ausgewählte Silexlagerstätten und deren Abbau in den Provinzen Trient und Verona. Arch. Korrbbl. 24, 255–263.
- Binstener, A. 1995: Vorbericht über die mikrofazielle Rohstoffuntersuchung der Feuersteingeräte des Eismannes. In: K. Spindler et al., Der Mann im Eis 2. Neue Funde und Ergebnisse. Wien New York, 53–58.
- Binstener, A. 1996: Alpine Silexlagerstätten. Bayer Vorgeschbl. 61, 1–22.
- Binstener, A. 2006: Die Lagerstätten und der Abbau bayerischer Jurahornsteine sowie deren Distribution im Neolithikum Mittel- und Osteuropas. Jahrb. Röm. Germ. Zentralmuseum Mainz 2005, 52 (Mainz 2006) 43–155.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2006: Drehscheibe Linz – Steinzeithandel an der Donau. Linzer Arch. Forsch. 37, Linz.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2006: Mondsee-Kultur und Analyse der Silexartefakte von See am Mondsee. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 35, Linz.
- Binstener, A. 2007: Der Fall Ötzi – Raubmord am Similaun. Dokumentation. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 38, Linz.
- Binstener, A. 2008: Die jungsteinzeitlichen Silexartefakte und Keramik im Raum Linz und in Oberösterreich. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 41, Linz.
- Binstener, A., E. M. Ruprechtsberger, Otto H. Urban 2008: Zur Rohstoffanalyse jungsteinzeitlicher Silexinventare im Raum Linz und in Oberösterreich. Arch. Korrbbl. 38, 2008, 477–491.
- Binstener, A. 2009: Die Rohstoffversorgung der jungsteinzeitlichen Pfahlbausiedlung von See am Mondsee, Oberösterreich. Eine geoarchäologische Prospektion im Mondseeland. Oberösterreichische Heimatblätter 63, 3–10.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2009: Späte Altsteinzeit im Linzer Raum. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 42, 1–124.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2010: Von der Altsteinzeit zur Jungsteinzeit. Die „Berglitzl“ bei Gusen im Spannungsfeld der Forschung. Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs, Linz.
- Binstener, A. 2010: Der Neandertaler im Ennstal. Neue Funde im Donau-Enns-Paläolithikum erzählen eine andere Geschichte unserer Vorfahren. Oberösterreichische Heimatblätter 64, 107–118.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2011: Das Donau-Enns-Paläolithikum. Mit Forschungsüberblicken zu Nieder- und Oberösterreich, Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 45, Linz.
- Binstener, A. 2011: Rätsel der Steinzeit zwischen Donau und Alpen. Linzer Arch. Forsch. 41, Linz.
- Binstener, A. 2012: Eiszeit im Donau-Enns-Delta. Neandertaler trifft auf Homo sapiens. Oberösterreichische Heimatblätter 66, 3–15.
- Binstener, A. 2013: Die Silexartefakte aus dem Chamer Erdwerk von Riekofen (Lkr. Regensburg). Arch. Korrbbl. 43, 1–10.
- Binstener, A. – Ruprechtsberger, E. M. 2013: Neue Steinzeitfunde im Unteren Mühlviertel – Die Sammlung Meiche in Engerwitzdorf. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 48, Linz.
- Burger, I. 1988: Die Siedlung der Chamer Gruppe von Dobl, Gemeinde Prutting, Landkreis Rosenheim und ihre Stellung im Endneolithikum Mitteleuropas. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte 56, Reihe A, München.
- Chvojka, O. – Krajíc, R. 2007: Archeologie na pomezí. Archeologické výzkumy v jižních čechách. Supplementum 4, České Budějovice.
- Driehaus, J. 1960: Die Altheimer Gruppe. Mainz 1960.
- Grömer, K. 1995: Oberflächenfunde der endneolithischen Chamer Gruppe aus Altenberg bei Linz, p.B. Urfahr-Umgebung, OÖ. Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft) 13, Linz.
- Grömer, K. 1996: Linearbandkeramische Funde aus Lungitz, Sammlung Reichl, Archäologie Österreichs 7/2, 26–28.
- Grömer, K. 1997: Urgeschichtliche Besiedlung in Lungitz, Gem. Katsdorf. Jahrb. Oberösterr. Musealverein 142/1, Linz, 7–44.
- Grömer, K. 2000: Jungsteinzeitliche Kulturen in Steyregg-Windegg, Archäologie Österreichs 11/1, 53–56.
- Grömer, K. 2001: Jungsteinzeit im Großraum Linz. Siedlungs- und Grabfunde aus Leonding. Linzer Arch. Forsch. 33, Linz.
- Grömer, K. 2002: Das Neolithikum im oberösterreichischen Mühlviertel. Arch. výz jižních Čechách 15, 7–54.
- Grömer, K. – Schmitsberger, O. 1999: Frühe Chamer Kultur in Oberösterreich. Archäologie Österreichs 10/2, 36–44.

- Kloiber Ä. – Kneidinger J. 1968: Die neolithische Siedlung und die neolithischen Gräberfundplätze von Rutzing und Haid, Ortsgemeinde Hörsching, Politischer Bezirk Linz-Land, Oberösterreich. *Jahrb. Oberöstr. Musealverein* 113, Linz, 9–58.
- Kneidinger, J. 1934: Jungsteinzeitliche Funde aus dem Gallneukirchner Becken. *Heimatgau* 15, Heft 3/4, 138–148, Taf. 11 und 12.
- Kneidinger, J. 1962: Die Besiedlung des Gallneukirchner Beckens in der Urzeit. *Oberösterreichische Heimatblätter* 16, 13–29.
- Kneidinger, J. 1965: Neues zur jüngeren Steinzeit Oberösterreichs. *Jahrb. Oberöstr. Musealverein* 110, Linz, 148–157.
- Kohl, H. 1996: Paläolithische Funde in Oberösterreich aus geowissenschaftlicher Sicht. *Oberösterreichische Heimatblätter* 50, 115–147.
- Kohl, H. 2000: Das Eiszeitalter in Oberösterreich. Abriss einer Quartärgeologie von Oberösterreich. *Schriftenreihe Oberöstr. Musealverein* 17, Linz.
- Kunst, K. G. et al. 1989: Erste Grabungsergebnisse vom Nixloch bei Losenstein-Ternberg. *Jahrb. Oberöstr. Musealverein* 134/1, Linz, 199–212.
- Kyrle, G. 1918: Jungsteinzeitliche Funde aus dem unteren Flußgebiet der Enns. *Wiener Prähist. Zeitschrift* 5, 19–33.
- Leskovar, J. et al. (Hrsg.) 2003: Worauf wir stehen. Archäologie in Oberösterreich. *Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge* Nr. 195, Linz.
- Mitterkalkgruber, D. 1957: Paläolithische Hornsteinartefakte vom Rebenstein in Laussa. *Jahrb. Oberöstr. Musealverein*, Bd. 102, Linz, 127–130.
- Mitterkalkgruber, D. 1993: Die Jungsteinzeit im oberösterreichischen Ennstal und ihre Stellung im ostalpinen Raum. *Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft)* 9, Linz.
- Nigst, P. 2006: The first modern humans in the Middle Danubian Area? New evidence from Willendorf II (Eastern Austria). Offprint from: N.J. Conard (ed.), *When Neanderthals and Modern Humans met*. Tübingen Publications in Prehistory, Tübingen, 271–277.
- Offenberger, J. – Ruttkay, E. 1997: Pfahlbauforschung in den österreichischen Salzkammergutseen. In: H. Schlichterle (Hrsg.), *Pfahlbauten rund um die Alpen*. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 1997, 76–80.
- Pertlwieser, M. 1973: Zur prähistorischen Situation der „Berglitzl“ in Gusen, pol. Bez. Perg, OÖ. Ergebnisse der Grabungsjahre 1965–1972. *Jahrb. Oberöstr. Musealverein* 118/1, 17–34.
- Pertlwieser, M. 1999: Die Berglitzl – ein bedeutendes Denkmal. In: *Die Rätsel der „Berglitzl“*. Archäologische Ausgrabungen im Bezirk Perg. *Heimathaus-Stadtmuseum Perg*.
- Rabeder, G. 1985: Die Grabungen des Oberösterreichischen Landesmuseums in der Rameschhöhle (Totes Gebirge, Warscheneck-Gruppe). *Jahrb. Oberöstr. Musealverein* 130, Linz, 161–181.
- Reitinger, J. 1968: Die ur- und frühgeschichtlichen Funde Oberösterreichs. *Schriftenreihe des Oberöstr. Musealverein* 3/2, Linz.
- Ruprechtsberger, E. M. 1995: Frühzeit-Botschaften von den Linzer Hügeln. *Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft)* 12, Linz.
- Ruprechtsberger, E. M. 1998: Berge – Beile – Keltenchatz. Katalog zur Ausstellung im Nordico – Museum der Stadt Linz 10.12.1998 bis 28.2.1999. *Linzer Arch. Forsch.* 27, Linz.
- Ruprechtsberger E. M. 2009: Urgeschichte(n) aus Linz und dem Linzer Raum. *Linzer Arch. Forsch.* 39, Linz.
- Ruprechtsberger, E. M. – Urban, O. H. 1995: Archäologische Forschungen im Raum Steyregg-Pulgarn. *Linzer Arch. Forsch. (Sonderheft)* 14, Linz.
- Ruttkay, E. et al. 2013: Le Salzkammergut (Autriche) au IV. millénaire au J.-C. Le groupe du Mondsee première métallurgie entre Alpes et Danube. In: Borello M. A., *les hommes préhistorique et les Alpes*. *BAR International Series* 2476, 245–259.
- Schmitsberger, O. 2003: Der Silexdolch oder: Protokoll einer Identifikation. *Oberösterreichische Heimatblätter* 57, 132–141.
- Spindler K., 1993: *Der Mann im Eis*. München.
- Trebsche, P. 2008: Die Höhsiedlung „Burgwiese“ in Ansfelden (Oberösterreich). *Linzer Arch. Forsch.* 38, Linz.
- Willvonseder, K. 1963/68: Die jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Pfahlbauten des Attersees in Oberösterreich. *Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 11/12.

# 450 Jahre Salzbergbau Bad Ischl<sup>1</sup>

## 1563–2013

Von Leopold Schiendorfer sen. und Thomas Nussbaumer

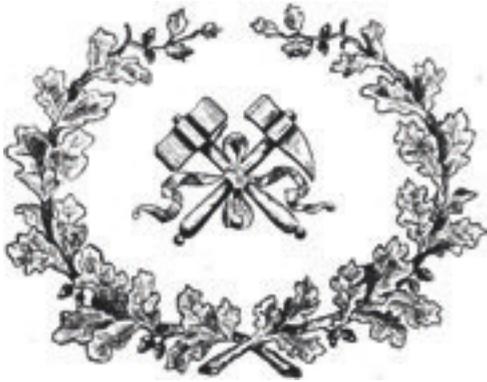
### Stollen am Ischler Salzberg

Beginnend mit dem Ältesten

Bezeichnung	Anschlag- jahr	Stollen- länge in m	Meeres- höhe in m
Mitterberg-Stollen *)	1563	130	886
Lipplesgraben-Stollen	1567	236	1001
Alter Steinberg-Stollen*)	1567	380	852
Versuchsstollen am Roßmoos und Moosegg	1575		
Matthias-Stollen	1577	420	959
Neuberg-Stollen	1586	950	909
Frauenholz-Stollen	1610	456	880
Amalia-Stollen	1687	572	851
Hoher Wasserberg (Wasserstollen)	1689	40	1114
Rabenbrunn-Stollen *)	1692	1000	800
Elisabeth-Stollen	1712	750	812
St. Johann-Nepomuk-Stollen	1725	230	991
Neuer Steinberg-Stollen *)	1725	280	862
Versuchsstollen am Rehkogl, Bad Goisern und Hubkogl, Bad Ischl	1725		
Mittlerer Wasserberg (Wasserstollen)	1738	54	1030
Niederer Wasserberg (Wasserstollen)	1738	100	1024
Maria-Ludovika-Stollen (vorher Maria-Theresia benannt)	1747	1013	764
Josef-Stollen	1751	1195	723
Maria-Theresia-Stollen (vorher Kaiser Franz I. benannt)	1775	1590	680
Leopold-Stollen	1794	1800	643
Franz II.-Stollen (nicht ins Salzlager geführt)	1794	884	588
Franz-Josef-Erbstollen	1895	2860	503
Hoher Rosenkogl (Wasserstollen)			1334
Zwerchwand (Wasserstollen)			1320

\*) Diese Stollen haben das „alte kleine Salzlager“ aufgeschlossen (Lauffner Salzstock)

<sup>1</sup> Der Beitrag beruht im Wesentlichen auf der von den Autoren 2013 verfassten, gleichnamigen Festschrift.



## Vorwort

Salz im 21. Jahrhundert: Ein weiß rieselndes Billigprodukt, eine bare Selbstverständlichkeit, tagtäglich im Übermaß genossen. Ein großer Teil der Salzproduktion fließt in die chemische Industrie, ein nicht unbedeutender Anteil landet im Winter auf unseren Straßen.

Salz früher: Seit der Jungsteinzeit als Würz- und Konservierungsmittel in Gebrauch. Und obwohl die natürlichen Vorräte schier unerschöpflich sind, war es über Jahrhunderte hinweg ein knappes Gut, eine Kostbarkeit. Denn zunächst ließ es sich nur dem Meer abgewinnen, durch Salzgärten im Küstenbereich. Erst viel später kam – aber auch nur in einigen Gegenden – der Untertagebergbau hinzu. So stiftete das Salz als Wirtschaftsfaktor weitreichende Handelsbeziehungen, sorgte für Unruhe und Konflikte. Herrscher und Staaten bemächtigten sich seiner, spekulierten und nutzten es für ihre politischen Ambitionen oder auch nur, um zusätzliche Steuern zu erheben. Die einen ließ es reich, die anderen arm werden.

## Geologie und örtliche Verhältnisse

Im Untertagebergbau wurde das Salz ursprünglich wie andere Mineralien in fester Form gewonnen. Wir kennen die Abbauspuren des prähistorischen Salzbergbaues Hallstatt, der in der älteren Eisenzeit (900–400 v. Chr.) datiert. Die Lagerstättenbedingungen in den Alpen, gekennzeichnet durch Verunreinigung, führten dazu, dass sich bereits im Mittelalter der sogenannte „Nasse Abbau“ durchgesetzt hat.

Die Geologie der alpinen Salzlager und deren Entstehung beschreibt Dipl.-Ing. Othmar Schaubberger wie folgt:

*„Alle diese heute isolierten und von den alpinen Deckenbewegungen in Mitleidenschaft gezogenen Salzstöcke entstammen zweifellos einer einheitlichen Salzwanne, die sich in der Flachküste des Ur-Mittelmeeres (Tethys) in ost-westlicher Richtung erstreckte. Hier erfolgte bereits im oberen Perm (250 Mio. Jahre) die Bildung eines geschichteten Salzlagers, jedoch nicht so ungestört und regelmäßig wie z.B. im deutschen Zechsteinmeer, sondern immer wieder durchbrochen durch kontinentale Süßwassereinflüsse, die zeitweilig viel Schlamm und Sande in die Salzwanne einschütteten. Dadurch kam es zur Ausbildung eines konglomeratähnlichen Mischgesteines aus Salz, Ton und Anhydrit, das als Haselgebirge bezeichnet wird. Sein Salzgehalt schwankt zwischen 25 und 80 Prozent. Die großtektonischen Bewegungen, die im Jura und im Tertiär über die Alpen hinweggingen, bewirkten eine Faltung und Zusammenstauchung der bis dahin horizontal gelagerten Salzflöze. Das unter dem ungeheuren Belastungsdruck plastisch gewordene Salz durchbrach schließlich, begünstigt durch sein geringes Gewicht, wie ein Eruptiv das Deckgebirge in Form unserer heutigen Salzstöcke.“*

## Geschichte

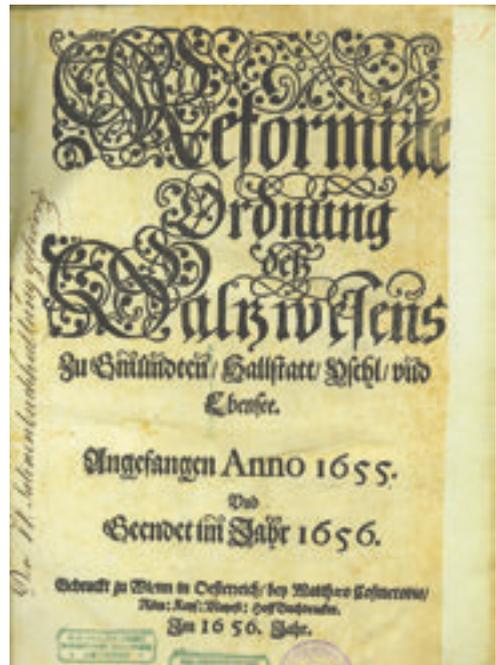
Der Aufschlag des Mitterberg-Stollens am 25. Juli 1563 gilt als die Geburtsstunde des Ischler Salzberges. Der dortige Bergbau kann als einziger in Österreich sein Geburtsdatum genau auf den Tag nachweisen. Sicherlich war aber schon Jahrhunderte zuvor in der Umgebung von Ischl (Pfandl) eine Sudpfanne in Betrieb, wo wahrscheinlich Quellsole versotten wurde. Es waren das Kloster Mondsee und, später, die Nonnen von Traunkirchen, die das Salz als Einnahmequelle für sich entdeckt hatten.

Der vermehrte Salzabsatz in der Monarchie (1527 Erwerb von Ungarn und Böhmen), die eingetretenen Bergschäden am Hallstätter Salzberg, Schwierigkeiten des Transportes, insbesondere am „Wilden Lauffen“, und vor allem die Holzknappheit im Einzugsbereich der Sudpfanne Hallstatt stellten die Salzamtleute und Verantwortlichen um die Mitte des 16. Jahrhunderts vor schwierige Probleme. So kam die Entdeckung eines Salzlagers im Raum Ischl äußerst gelegen.

Schon im zweiten Reformationslibell aus dem Jahr 1563 wird über „Den neuen verhoffenden Saltzperg bey Yschl“ berichtet. Und in „Der Reisegefährte durch die Oesterreichische Schweiz oder das ob der ennsische Salzkammergut“ (Reiseschilderung, 1820) zitiert der Forstbeamte Johann Steiner aus dem dritten Reformationslibell/1656: „Hans Adam Praunfalk, Verweser zu Aussee hatte nähnlich bereits an den Salzamtman in Gmunden die Anzeige gemacht, daß im Geigenthale, herunter der schwarzen Wand nicht gar weit von Ischl, eine gesalzene Lacke, und noch an demselben Gebirg oberhalb des Reinfalzangers gleichfalls



Zweites Reformationslibell 1563.



Drittes Reformationslibell 1656.

*eine saure Lacke vorkomme, bey welchen sich das Wildprät sowohl, als auch das zahme Vieh häufig aufhalte; weiters sich auch eine Strecke oberhalb, Gypsstein und schwarzer Letten am Tage finde, aus welchen mehrfältigen Anzeigen daher zu vermuthen sey, daß in diesem Gebirge ein Salzkernwerk vorhanden wäre. Da nun in der Umgebung von Ischl alle gute Gelegenheit zur Solenleitung im Rinnwerk der Röhren, an Plätzen zur Erbauung des Pfannhauses und der Pfiesel, an Wohnungen für die Arbeiter kein Mangel und hauptsächlich ein bedeutender Stand des aus dem Retten- und mittern Weissenbache zu liefernden Sudholzes vorhanden wäre; so machte er den Vorschlag, die in Hallstadt zu errichten angetragene dritte Sudpfanne in Ischl zu erbauen. Nach erhaltenen Auftrag von dem damaligen Salzamtmanne, Georg Neuhäuser, nahm am 25. September 1562 Praunfalk die Beschau vor, fand das Salzlager richtig als benutzbar, wornach auf einen unterm 25. Oktober 1562 an Allerhöchst Se. Majestät unterthänigst erstatteten Bericht die Allerhöchste Anordnung erfolgte: diesen neu entdeckten Salzberg sogleich mit Arbeitern zu belegen, das wahre Salzlager aufzusuchen, die Waldungen am Reinfalz, Mitterberg und in diesen Umgebungen fleißig zu hayen, alles Schmelzen und Sieden des Vitriols gänzlich allda abzustellen und keine Waldschwendungen mehr zu dulden.“*

Wie dem Bericht zu entnehmen ist, erfolgt der Aufschlag des ersten Stollens am Ischler Salzberg auf „allerhöchsten“ Befehl Kaiser Ferdinand I., dem sich alle der Salzerzeugung abträglichen Gewerbebetriebe unterzuordnen haben. Noch weiß man nicht, dass man eigentlich zwei getrennte Salzlager aufgefunden hat.

Zunächst wird der sogenannte „Lauffner Salzstock“ mit dem Mitterberg-Stollen aufgeschlossen. Bereits vier Jahre später wird dieser mit einem zweiten Stollen, dem „Alten Steinberg“, unterfahren und zwischen diesen bei-

den Horizonten, nach dem Muster von Dürrnberg und Schellenberg, das erste Ablasswerk des Salzkammergutes angelegt. Diese Salzlagerstätte erweist sich leider als sehr klein, sodass nur eine Handvoll Laugwerke und Schöpfbaue angelegt werden können. Vom „Lauffner Salzstock“ durch eine 1500 Meter mächtige Kalkscholle getrennt, befindet sich unter der Reinfalz Alm der „Pernecker Salzstock“. Schon 1567 wird dieser mit dem Lippesgraben-Stollen, ehemals Obernberg genannt, ebenfalls aufgeschlossen, sodass bis zum Jahr 1775 aus beiden Salzlager Sole erzeugt werden kann. Anfangs zeigt sich auch der „Pernecker Salzstock“ klein, aber je weiter die Stollen in die Tiefe wandern, desto mehr Laugwerke kann man anlegen. Nach Dipl.-Ing. O. Schaubberger hat dieser Salzstock die Form eines gegen Norden übergeneigten Keiles zwischen den Jura-Kalkschollen des Hohen Rosenkogels und der Zwerchwand. Er nimmt nach unten an Breite zu und ist unter der Talsohle bisher auf 160 Meter nachgewiesen. Der Betriebsstandort für den Abbau beider Salzlager liegt bis zum Jahr 1769 beim sogenannten Steinberg („Schaffersag“). Von dort führt auch die hölzerne Soleleitung zum Sudhaus nach Ischl, errichtet 1571. Im engen Rahmen dieses Berichts kann auf die Sudhütte nicht näher eingegangen werden. Jedenfalls zeigte sich die Wichtigkeit des Ischler Salzberges, als in Hallstatt ein drohendes Versagen der Soleerzeugung zu befürchten war. Die neuen Stollen wurden alle im „Pernecker Salzstock“ aufgeföhren, doch man musste immer längere Strecken im „tauben Gestein“ bis zum eigentlichen Salzlager zurücklegen.

Ab 1610 erfolgt der Aufschluss der Lagerstätte östlich des Mitterberges ent-



*Betriebsstandort beim Ludovika-Stollen.*

lang des Radgrabenbaches von Norden her. Der Betriebsstandort wird zum Kaiserin-Ludovika-Stollen verlegt, wo er bis 1884 verbleibt. Aber auch der „Pernecker Salzstock“ weist in diesen AbbauhORIZONTEN noch immer eine geringe Ausdehnung und relative Armut an Salz auf, sodass die Bergmeisterschaft bis in das 18. Jahrhundert hinein bemüht ist, Salz andernorts aufzuspüren (Versuchsstollen am Rossmoos, Rehkogel, Obereck, Hubkogel u. a.). 1840 wird eine untertägige Verbindung des „Lauffner“- und des „Pernecker Salzstockes“ angedacht, kommt aber nicht zur Ausführung. Als der Kaiser-Josef-Stollen das Salzlager erreicht, erweist sich dieses erstmals als so ausgedehnt, dass die Zukunft des Ischler Salzberges gesichert erscheint. Zu die-

sem Zeitpunkt gibt es aber im Frauenholz- und Amalia-Horizont besorgniserregende Tagwasser-Einbrüche, die zum Niedergang zahlreicher Laugwerke und Stollen führen. Der Bestand des Salzberges ist neuerlich auf das Äußerste gefährdet und kann nur durch rascheste Abhilfe (mit Mannschaften aus Hallstatt und Altaussee) gesichert werden. In der Obertag-Gegend am Reinfalz und am Rosenkogel wird ein weitverzweigtes System an „Rinnwerken“ und Wasserfängen errichtet, das ständiger Wartung und Aufsicht bedarf.

In den Zeitraum 1747–1751 fällt die von Kaiserin Maria Theresia angeordnete Errichtung der Bergkapelle oberhalb des Kaiserin-Ludovika Stollens. Bei den Salzarbeitern war die Lehre Luthers



*Bergkirche Perneck.*

damals stark verbreitet, der Kapellenbau sollte den römisch-katholischen Glauben unter der Beamten- und Arbeiterschaft wieder festigen helfen. Durch das Toleranzpatent Kaiser Joseph II. (1781) hält dann aber auch im Salzkammergut ein „gemäßigter Geist“ Einzug. Über Ansuchen der protestantischen Bergarbeiter bewilligt das Salzoberamt Gmunden mit Erlass vom 1. Mai 1786 dem Pastor von Goisern für die Mitwirkung am Ischler Bergfest einen Gulden jährlich. Die Ischler Bergkapelle hatte also schon sehr früh beiden Konfessionen als Gottesdienst-Stätte gedient, lange bevor die Ökumene die christlichen Kirchen einander näherzubringen begann.

Bis zum Jahr 1794 werden im Umfeld Perneck zahlreiche neue Stollen angeschlagen, und 1845 wird am Rad-

grabenbach das Vorkommen von hydraulischem Kalk entdeckt. Da zu jener Zeit Zement noch unbekannt ist, wird dieser Kalk als Beimengung zum Weißkalkmörtel für die Auskleidung feuchter Orte verwendet. Der Salzbergbau errichtet beim Ludovika- und Kaiser-Josef-Stollen Quetsch- und Pochwerke sowie einen Flammofen zur Erzeugung des Hydraulikkalkes. Im Laufe der langen Bergbautätigkeit werden auch immer wieder Quellen erschrotet. Wo das in den Hauptschachtrichten geschieht, können diese Wässer durch das Gefälle der Stollen (ca. 2,5 bis 4 Prozent) ohne Probleme ausgeleitet werden. Wesentlich schwieriger gestaltet sich das bei Feldortwässern, die aus dem Hinterhaupt der Lagerstätte durch Werksniedergänge oder in Untersuchungsstollen auftreten. Sie müssen entweder abgedämmt oder in tiefere Horizonte abgeleitet werden, um die Lagerstätte nicht zu gefährden.

1895 wird der Kaiser-Franz-Joseph-Erbstollen als erster aller alpinen Salzberge in der Ortschaft Sulzbach unweit des Marktes Lauffen angeschlagen. Die Richtung ist so angelegt, dass sie in gerader Linie den Altausseer Salzberg unterhalb des Ferweger Schachtes antreffen kann. Der Stollen unterfährt den Ischler Salzberg um 180 Meter und ermöglicht damit die Ausrichtung von mehreren Blindhorizonten. Das Verbindungsprojekt zum Altausseer Salzberg wird nicht verwirklicht, obwohl die Untertage-Entfernung nur noch ca. 5.000 Meter betragen hätte. Kurz nach Verlassen des „Pernecker Salzstockes“ bei 3.672 Metern kommt es zu einem massiven Wassereinbruch, der nur unter großer Anstrengung bewältigt werden kann (1919). In diesem Stollen stößt man



*Betriebsstandort Erbstocken Sulzbach.*

bei 2.366 bzw. 2.526 Metern auf zwei Schwefelquellen. Das Schwefelwasser wird fortan von den Kuranstalten Bad Ischl als Kurmittel genutzt. Der Aufstieg Ischls als bedeutender Badeort der Monarchie hat seinen Ursprung also hier im Inneren des Salzberges. Sole, Schwefelwasser und Heilschlamm: Diese Kurmittel aus dem Berg bringen unzähligen Menschen Linderung und Heilung ihrer Beschwerden.

Jährlich erforderte es sehr hohen Aufwand, die Befahrbarkeit der alten Salzlagerstollen aufrechtzuerhalten, d. h., ihre ständige Verkleinerung durch den Gebirgsdruck mittels Nachschlagen auszugleichen. (So wurden 1933 alle Bergbaue oberhalb des Maria-Theresia-Stollens totgesprochen. Einzige Ausnahme war der Kaiserin-Amalia-Berg,

dessen Quellschüttung eine dauernde Befahrbarkeit unerlässlich machte).

Ihre beiden großen Brüder im Salzkammergut, Hallstatt und Altaussee, hat die Soleerzeugung des Ischler Salzberges nie erreicht. Die Leistung konnte immerhin auf bis zu 30 m<sup>3</sup>/Std. gesteigert werden, womit dieser Berg über vier Jahrhunderte hinweg einen Fixplatz in der Reihe der österreichischen Salzbergwerke behauptet hat.

1987 bis 1989 wurden am Kaiser-Franz-Joseph-Erbstocken neue Betriebsstätten errichtet, und im Juni 1989 folgte die Absiedelung vom Maria-Theresia Stollen in Perneck nach Sulzbach. Bereits in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte sich indes abgezeichnet, dass der Fortbestand des Ischler Salzberges als nicht gesichert gel-



*Betriebsstandort beim Maria-Theresia-Stollen.*

ten kann. Begründet war das nicht etwa durch die Erschöpfung der Lagerstätte, sondern durch deren geringen prozentuellen Salzgehalt, sprich die Verunreinigung des Haselgebirges und den damit weitgehend verbundenen Entfall moderner, rationeller Produktionsmethoden. Mit Bescheid des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend vom September 2011 wurde daher die Einstellung der Soleproduktion im Ischler Bergbau und das Ende jeder untertägigen Gewinnung verfügt.

Und trotzdem sollte der Salzbergbau Bad Ischl im Geschäftsjahr 2012/2013 erstmals 1 Million Kubikmeter Rohsole erzeugen und an die Saline Ebensee/Steinkogel abgeben. Wie wurde so etwas möglich? In den Jahren 1964/1965 hatten die österreichischen Salinen im

Bad Ischler Trauntal geophysikalische Messungen vorgenommen. Festgestellte Anomalien und weitere geologische Studien deuteten auf das Vorhandensein einer Salzlagerstätte hin. Eine im Herbst 1965 gestartete Untersuchungsbohrung (BI 1) bestätigte diese Annahme. Im Obertage-Sondenfeld Bad Ischl ging daraufhin ein modernes, kostengünstiges Aussolungsverfahren, als das erste auf österreichischem Boden, 1967 in Betrieb. Auf den Weg gebracht von der Forschungs- und Versuchsabteilung der österreichischen Salinen, konnte der „neue“ Salzbergbau Bad Ischl das Sondenfeld durch die Niederbringung zahlreicher Untersuchungs- und Produktionsbohrungen zum bundesweit derzeit zweitgrößten Soleproduzenten hinter Altaussee ausbauen.



*Besuchereinfahrt zum Maria-Theresia-Stollen, im Jahr 2000 stillgelegt.*

Wie in anderen Salzbergbaubetrieben auch, gab es übrigens am Salzberg Perneck schon seit dem 18. Jahrhundert eine Besuchereinfahrt. Diese wurde jedoch – wegen eines Elementarereignisses sowie aus wirtschaftlichen Gründen – im Jahr 2000 geschlossen.

### **Interessantes rund um den Ischler Salzbergbau in Stichworten**

Wussten Sie, dass ...

– 1887 vom Geologen V. Uhlig am Ischler Salzberg eine besondere Ammonitenform in der Neocom-Kalkformation entdeckt und nach dem Salzberg

„Haploceras salinarum“ benannt wurde?

- Dipl.-Ing. Heimo Mayrhofer, 1948 bis 1956 Betriebsleiter am Salzberg, hier ein bisher unbekanntes Mineral lokalisierte? Die Bezeichnung lautet „Görgeyit“.
- von August 1871 bis März 1880 die Betriebsleitung des Salzbergbaues eine Untersuchungsbohrung in der Gemeinde Goisern, Katastralgemeinde Lasern, niederbringen ließ? Der Grund: „zu constatieren, ob die Salzlager von Aussee und Ischl in der Tiefe in Zusammenhang stünden.“ Die Arbeiten wurden unter großer Anstrengung ausschließlich mit eigenem Personal durchgeführt. Endteufe

der Untersuchungsbohrung: 656,69 Meter. Salz wurde nicht angetroffen, jedoch konnte in einer Teufe von 308 Metern die bis auf den heutigen Tag sprudelnde Jodschwefelquelle erschrotet werden. Dank des Salzbergs ist damit auch die Gemeinde Goisern in die Reihe der österreichischen Kurorte aufgestiegen.

- 250 Millionen Jahre alte Bakterien aus dem Ischler Salzberg im Jahr 2008 von Cap Canaveral (USA) mit dem Space Shuttle „Atlantis“ in den Weltraum geschickt wurden? Die Forschungsarbeiten von Univ.-Prof. Dr. Helga Stalder und die von ihr entdeckten lebenden Salz Bakterien „Halococcus salifodinae Bad Ischl pink“ haben in Kreisen der Wissenschaft für weltweites Aufsehen gesorgt. Von den Untersuchungen der Professorin erhofft man sich nähere Aufschlüsse zur Frage, inwieweit Bakterien auch außerhalb der Erde existieren können und ob Leben im Weltraum für längere Zeit möglich ist.
- Tausende Gemälde österreichischer und internationaler Herkunft, unzählige Kisten voll Kostbarkeiten, alte Schriften und wertvolle Textilien in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges am Ischler Salzberg Schutz vor Zerstörung gefunden haben? Diesen „Glanz im Dunkel“ schildert ein 1986 erschienenes Buch von Hofrat Dr. Katharina Hammer, das sich spannend wie ein Kriminalroman liest.

## Ausklang

Auf 450 Jahre mühevoller Arbeit blickt der Ischler Bergmann zurück. Belohnt und angetrieben durch den Berg-

segen, der ihn nicht müde werden ließ, weiter zu schürfen und wirtschaftliche Betriebsmethoden zu erproben.

Den Menschen hier bedeutete und bedeutet der Bergbau mehr als nur Verdienst und Lebenssicherung. Der Bergmannstand, zu den ältesten und meistgeachteten der Welt gehörend, hat sie stolz und selbstsicher werden lassen. Tapfer und zielstrebig haben sich die Bergleute öfter als einmal gegen die Unbilden der Natur ebenso gestellt wie gegen den Mutwillen von Obrigkeiten. Der Wohlstand der Region kann in der Hauptsache als ihr Verdienst angesehen werden.

Wenn der Solesträhn aus dem Ischler Salzberg 2011 auch versiegt ist, öffnen doch Bohrturm und Hochdruckpumpen einen optimistischen Blick in die Zukunft. Das Salz aus der Tiefe im Trauntal möge den Menschen hier im Salzkammergut, und nicht zuletzt dem ganzen Land, weiterhin Wohlstand und Sicherheit bringen.

## Bergmännische Fachausdrücke

*Anomalie:* Begriff bei der Auswertung geophysikalischer Aufschlussverfahren

*aufschließen:* Lagerstätten durch bergmännischen Betrieb für die Gewinnung mineralischer Rohstoffe zugänglich machen

*befahren:* ein Bergwerk begehen

*Blindhorizont:* ein mit der Tagesoberfläche nicht unmittelbar (durch Stollen oder Schächte) in Verbindung stehender Horizont

*durchhörtern:* Das Vortreiben eines Grubenbaues durch Gebirgsschichten

*erschroten:* Das Anfahren, Beschaffen, Erschürfen oder Öffnen einer Minerallagerstätte oder Wasserquelle

*Feldort:* das Ende eines Stollens im Gestein

*Feldortwässer:* Gewässer, welches im Feldort entspringt

*geophysikalisch*: die physikalische Beschaffenheit des Erdkörpers betreffend

*Grubenbau*: jeder vom Bergmann durch Hauerarbeiten unter Tage geschaffene Hohlraum

*Haselgebirge*: konglomeratähnliches Mischgestein aus Steinsalz, Ton und Anhydrit

*Hauerarbeit*: Tätigkeit eines Bergmannes, der Arbeiten auf dem Gestein verrichtet

*Hauptschachtricht*: Bezeichnung der Hauptstollen, durch welche das Salzlager seiner Längenausdehnung nach vom Tage aus aufgeschlossen wird

*hayen*: hegen oder schützen

*Hinterhaupt*: rückwärtiger Teil der Lagerstätte von obertage gesehen

*Horizont*: Abbauebene im Bergbau

*Lagerstätte*: räumlich begrenzter Abschnitt der Erdrinde, in dem natürliche Konzentrationen mineralischer Rohstoffe enthalten sind

*Laugwerk*: Solegewinnungshohlraum

*nachschielen*: bergmännische Arbeit zum Erweitern eines durch natürlichen Gebirgsdruck verengten Grubenbaus

*niederbringen*: Durchführung einer vertikalen Bohrung

*petrographisch*: gesteinsbeschreibend

*Rinnwerk*: aus Holzläden oder Mauerwerk zusammengefügtes Gerinnesystem zur Wasserableitung

*Schacht*: ein Grubenbau, der seiger (= senkrecht) mehrere Bergbauhorizonte miteinander verbindet

*Sole*: gesättigte Salzlösung

*Sohle*: die untere Begrenzungsfläche eines Grubenbaues

*Sonde*: Bohrloch mit den dazugehörigen Einrichtungen wie Verrohrung, Bohrlochkopf etc. zur Solegewinnung

*Sondenfeld*: räumliche Bezeichnung der obertage befindlichen Sonden

*Stollen*: ein von der Erdoberfläche aus mit geringem Ansteigen in das Innere des Gebirges geführter bergmännischer Bau von regelmäßigem Querschnitt, welcher den Zweck hat, Wasser und Sole auszuleiten, Frischluft zuzuführen, Förderung zu verschaffen und die Lagerungsverhältnisse aufzudecken

*Tagwasser*: im Gegensatz zum Grubenwasser alles an der Erdoberfläche entspringende fließende oder stehende Wasser

*taubes Gestein*: enthält keine erzigen Teile, salzleer

*Teufe*: bergmännischer Ausdruck für Tiefe

*totsprechen*: untertägige Bergbauanlagen für nicht mehr betriebsfähig erklären

*unterfahren*: unter einem anderen Grubenbau eine Strecke treiben

*vortreiben*: Das Herstellen eines Stollens oder einer Strecke

*Wasserfang*: Vorrichtung, um über oder unter Tage erschotete Wässer aufzufangen und abzuleiten

*Werksniedergang*: kann durch wiederholte Wassereintritte eintreten und dadurch zur Auflassung von Werken führen

## Literatur

1563 Reformationslibell „Reformierte Ordnung deß Saltzwesens zu Gmündtn und Haallstat. Auffgericht im 1563. Jar.“

1656 Reformationslibell „Reformirte Ordnung deß Saltzwesens zu Gmündten / Hallstatt / Ischl / und Ebensee. Angefangen Anno 1655. Und Beendet im Jahr 1656.“

1817 Dicklberger Anton; Systematische Geschichte der Salinen Oberösterreichs, I. und II. Band, Manuskript

1820 Steiner Johann; Der Reisegefährte durch die Oesterreichische Schweiz oder das ob der ennsische Salzkammergut

1832 Steiner Johann; Der Reise-Gefährte durch die Oesterreichische Schweiz oder das obererennsische Salzkammergut

1856 Scheuchenstuel Carl von; Idiotion der österreichischen Berg- und Hüttensprache

1930 Schraml Carl; Die Entwicklung des oberösterreichischen Salzbergbaues im 16. und 17. Jahrhundert, Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 83. Band, Linz 1930, Seiten 153-242

1932 Schraml Carl; Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Band 1

1934 Schraml Carl; Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Band 2

1936 Schraml Carl; Das oberösterreichische Salinenwesen von 1818 bis zum Ende des Salzamtes im Jahre 1850, Band 3

- 1941 Schraml Carl; Die Salinen der Ostmark, ihre Geschichte und technische Entwicklung, Sonderdruck aus SALINE, Jahreshft Nr. 6 für den Verein Deutscher Salinen
- 1954 Mayrhofer Heimo; Beiträge zur Kenntnis des alpinen Salzgebirges, Dissertation
- 1958 Hattinger Günther; Der österreichische Salzsolebergbau und das Sudhüttenwesen in den letzten 50 Jahren (1908–1958), unveröffentlichter Bericht
- 1960 Machatschki F.; „Melaphyr (Diabas), Tuffit und Krokydolith im Ischler Salzberg.“ Schauburger Othmar (Geologische Forschungsstelle der österreichischen Salinen); Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 28. April 1960, Sonderabdruck aus dem Anzeiger der math.-naturw. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1960, Nr. 7, Seiten 133–136
- 1962 Schauburger Othmar; Forschung und Fortschritte im österreichischen Salzsolebergbau und Sudhüttenwesen seit 1945, Sonderdruck aus Festschrift „Leobener Bergmannstag 1962“
- 1963 Schauburger Othmar; Festansprache bei der 400-Jahrfeier am Ischler Salzberg am 27. Juli 1963, Mitteilungen des Ischler Heimatvereines, Folge 9, Dezember 1963, Seiten 6–9
- 1963 Barth Friedrich; Vom Salzsieden in Pfandl bei Ischl, Mitteilungen des Ischler Heimatvereines, Folge 9, Dezember 1963, Seiten 17–19
- 1972 Hattinger Günther; Sole- und Salzgewinnung in Österreich in der Zeit von 1950 bis 1970, Sonderdruck aus der Festschrift „Österreichs Berg- und Hüttenwesen in Gegenwart und Vergangenheit“, Montan-Verlag Wien 1972, Seiten 20–22
- 1978 Knezicek Gerhard; Wirtschaft und Technik der Österreichischen Salinen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, I. Teil: Organisation und Wirtschaft, Sonderabdruck Berg- und Hüttenmännische Monatshefte, Jahrgang 123, Heft 2, 1978, Seiten 47–51
- 1978 Thomanek Kurt; Wirtschaft und Technik der Österreichischen Salinen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, II. Teil: Berg- und Salinentchnik, Sonderabdruck Berg- und Hüttenmännische Monatshefte, Jahrgang 123, Heft 2, 1978, Seiten 51–57
- 1981 Treffer Günter; WEISSES GOLD – 3000 Jahre Salz in Österreich, Seite 213, Anhang, Verzeichnis der Fachausdrücke, zusammengestellt von Dipl.-Ing. Günther Hattinger
- 1982 Thomanek Kurt; Salz in Österreich – Unternehmensstrategie der Österreichischen Salinen AG, Berg- und Hüttenmännische Monatshefte, Jahrgang 127, Heft 10, 1982, Seiten 381–389
- 1984 Hattinger Günther; Die Sole- und Salzgewinnung in der Gegenwart, Sonderdruck aus dem Heft Oberösterreich-Kulturzeitschrift, Nr. 2/1984
- 1985 Hattinger Günther; Das Salinenwesen im Salzkammergut, seine Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute (1985), unveröffentlichter Bericht
- 1986 Hammer Katharina; Glanz im Dunkel
- 1994 Palme Rudolf; „von dem sieden ze Halstat...“. Rechtliche Aspekte bei der Erschließung d. Salzgewinnung im Ischland, Die Salzquellen von Ischl, Arche, Zeitschrift f. Geschichte und Archäologie in Oberösterreich, Nr. 6/Nov. 1994, Seiten 16–19
- 1994 Hattinger Günther; Vom Salzwesen zur Salzindustrie – Vom Monopol zum freien Markt, Arche, Zeitschrift für Geschichte und Archäologie in Oberösterreich, Nr. 6/Nov. 1994, Seiten 20–27
- 1999 Fellner Alois; Bergmännisches Handwörterbuch
- 2003 Stan-Lotter Helga; Lebensfähige Halobakterien aus alpinem Steinsalz – und im Weltraum, Beiträge zur Geologie des Salzkammergutes, Begleitband zur Tagung Erde-Mensch-Kultur-Umwelt 28.–31. August 2003, Gmunden, Gmundner Geo-Studien 2
- 2006 Schiendorfer Leopold; Perneck – Ein Dorf im Wandel der Zeit.

## Zeittafel

- 1563 Aufschlag des Mitterberg-Stollens
- 1571 Erstes Salzsieden in Ischl
- ca. 1600 Die erste Grubenkarte des Ischler Salzgebirges
- 1747 Einführung der Sprengarbeit
- 1751 Errichtung der Bergkapelle
- 1769 Betriebsstandort zum Ludovika-Stollen verlegt

- |              |  |   |
|--------------|--|---|
| 1808 u. 1814 | Kaiser Franz I. befährt den Ludovika-Stollen   | Ischl, Bad Goisern, Abtenau und Windischgarsten   |
| 1819         | Erste badeärztliche Versuche mit Sole durch Dr. Götz   | 1967 Beginn der Versuchslaugung am Sondenfeld Sulzbach, Bad Ischl                           |
| 1884         | Betriebsstandort zum Maria-Theresia-Stollen verlegt  | 1989 Übersiedlung des Betriebsstandortes zum Kaiser-Franz-Joseph-Erbstollen                 |
| 1895         | Aufschlag des Kaiser-Franz-Joseph-Erbstollens (1898 Namensgebung durch persönliche Anwesenheit von Kaiser Franz Joseph I.) | 2000 Schließung der Besuchereinfahrt beim Maria-Theresia-Stollen                            |
| 1965         | Stilllegung der Sudhütte in Bad Ischl  | 2011 Einstellung der untertägigen Soleproduktion am Ischler Salzberg                        |
| 1965         | Obertägige Untersuchungsbohrungen in Bad   | 2013 1 Million m <sup>3</sup> jährliche Soleerzeugung aus dem Obertage-Sondenfeld Bad Ischl |



# Der Zisterzienser mit dem Tintenfass – das denkwürdige Wirken des Wilheringer Abtes Alan Aichinger (1705–1780)

Von Reinhold Dessl\*

In der Klostergalerie der Wilheringer Äbte ist Alan Aichinger als einziger zusammen mit einem Tintenfass verewigt. In der rechten Hand hält er ein Buch, die linke deutet auf dieses und auf das Aktenbündel daneben. Der Porträtmaler Johann Georg Morzer hat damit das enorm vielseitige Wirken des aus dem Mühlviertel stammenden Abtes u. a. auch als Chronist, Archivar und Topograph aussagestark ins Bild gefasst. Mit dem Konterfei aus dem Jahr 1763 ist ihm, so urteilt der Kunst- und Kulturhistoriker H. Etlstorfer,<sup>1</sup> eine „sehr unmittelbare Charakterstudie“ gelungen, durch die „persönliche Vorzüge und Schwächen erahnbar“ werden.

## Herkunft und Familie

Alan Aichinger erblickte als Spross des Fleischhauers Daniel Aichinger<sup>2</sup> und dessen Gattin Elisabeth<sup>3</sup> am 9. April 1705 in Freistadt das Licht der Welt. Nach dem frühen Tod ihres Mannes verheiratete sich Elisabeth 1709 ein zweites Mal, und zwar mit dem Fleischhauer Hans Georg Pointner,<sup>4</sup> der seinem Stiefsohn (Taufname Johann Georg) eine fundierte schulische Ausbildung<sup>5</sup> angedeihen ließ.

## Ordenseintritt und Ausbildung

Bereits mit zwanzig Jahren, am 1. November 1725, ins Zisterzienserstift

Wilhering eingetreten, bekam Johann Georg in P. Josef Stözl<sup>6</sup> einen exzellenten Novizenmeister zur Seite gestellt, später gewürdigt als *herausragende Persönlichkeit und unvergleichlicher Meister in der Klosterzucht*.<sup>7</sup> Nach der Feierlichen Profess am 1. November 1726 absolvierte Aichinger zumindest den letzten Abschnitt des Theologiestudiums in Prag, wo er im Zisterzienserstudienhaus Kollegium

\* Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer.

<sup>1</sup> Hannes Etlstorfer, Die Kunstsammlungen des Stiftes Wilhering. Beschreibender Katalog, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 6, hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz, Linz 1997, 36 f.

<sup>2</sup> Er hatte 1702 das Haus Nr. 126, heute Ecke Waaggasse/ Rathausgasse – Südseite, erworben, die Vermählung mit Elisabeth erfolgte noch im selben Jahr. Rudolf Scharizer, Häuserchronik von Freistadt, 126/2, Schlossmuseum Freistadt. Für die Informationen über Freistadt zur Zeit Aichingers danke ich dem Kustos des Mühlviertler Schlossmuseums Freistadt, Fritz Fellner.

<sup>3</sup> Tochter des Thoman Michl. Trauungsbuch Freistadt, Bd. III.

<sup>4</sup> Auch Poindtner oder Poindinger geschrieben.

<sup>5</sup> Xenia Bernardina III, Wien 1891, 228.

<sup>6</sup> Ablegung der Profess am 1. Mai 1715 im 24. Lebensjahr; Primiz am 1. November 1716; Prior, Novizenmeister, gestorben als Provisor in Krems am 1. März 1763 (Professkatalog Stift Wilhering).

<sup>7</sup> So heißt es wörtlich in der Totenrotel für Alan Aichinger, 1780 beim Ableben des Abtes verfasst, gedruckt im Stiftsarchiv Wilhering aufbewahrt. Durch die Rotel wurde anderen Klöstern der Heimgang eines Oberen mitgeteilt. Im Stil eines „Lobpreises“ gehalten, schließt sie auch wichtige geschichtliche sowie personenbezogene Informationen mit ein.

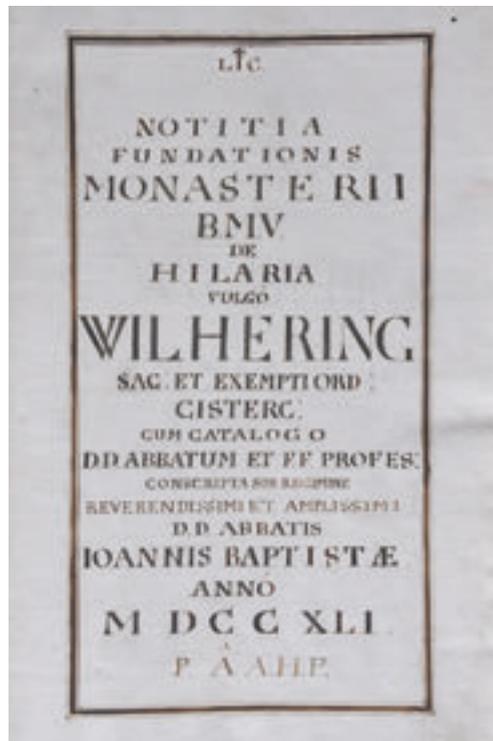


*Alan Aichinger, von J. G. Morzer 1763 aussagekräftig porträtiert.*

Bernhardinum<sup>8</sup> wohnte. Wohl von 1732–1733 war der nunmehrige P. Alan (das Datum seiner Priesterweihe wird nicht eigens angegeben) dann in Wien, um sich in Rechtswissenschaften und Kirchenrecht zu vertiefen; ein Briefverkehr zwischen dem Heiligenkreuzer Abt Robert Leeb und dessen Wilheringer Amtskollegen Bonus Pömerl (1730–1734) legt nahe, dass er während der Wiener Zeit im Heiligenkreuzer Hof logierte. In seiner „Commendatio P. Alani“ äußert sich Abt Robert sehr positiv über den jungen Geistlichen und Rechtsgelehrten.<sup>9</sup> Aichingers weitere Laufbahn sollte dieses Urteil voll und ganz bestätigen.

### Stiftsarchivar, Novizenmeister und Prior in bewegter Zeit

Nach der Rückkehr aus Wien kurzzeitig Benefiziat im Schloss Waxenberg, wurde P. Alan von Abt Johann Baptist Hinterhölzl (1734–1750) bald wieder in das Stift gerufen, um dort *die wichtigern zerstreuten Urkunden zu ordnen und merkwürdige Vorfälle für künftige Zeiten zum guten Gebrauche ... aufzubewahren*.<sup>10</sup> Mit dem Jahr 1741 ist das Werk „Notitia fundationis monasterii B.M.V. de Hilaria vulgo Wilhering“ aus Alans Feder datiert. Dieser handgeschriebene Folienband vereinigt in 18 Kapiteln die wesentlichen Urkunden des Stiftes und seiner Pfarren ab der Klostergründung. Angeschlossen sind dem Buch ein Abteverzeichnis und ein Professkatalog, der bis ins 20. Jahrhundert laufend ergänzt wurde. Mit diesem grundlegenden Werk schuf Aichinger die Basis zur Dokumentation einer umfassenden Ordnungsarbeit im Archiv, auf der nachfolgende Klosterhistoriker und Archivare bestens aufbauen



Deckblatt der Urkundensammlung „Notitia Fundationis ...“.

konnten. Der Landeskundler Benedikt Pillwein (1779–1847) unterstrich später separat die von P. Alan beim Erstellen der „Notitia fundationis“ entfaltete Genauigkeit.<sup>11</sup>

<sup>8</sup> Von den Zisterzienseräbten Böhmens, Mährens und der Lausitz für die begabtesten Kleriker der Stifte 1635 errichtet. 1783 von Joseph II. aufgehoben (Franz Isidor Proschko, Das Cistercienser-Stift Hohenfurth in Böhmen. Aus Anlass der sechshundertjährigen Jubelfeier seines Bestehens, o. J., erschienen in Linz, 45).

<sup>9</sup> Stiftsarchiv Wilhering.

<sup>10</sup> Rotel, a. a. O.

<sup>11</sup> B. Pillwein, Einige Notizen über das Stift Wilhering im Hausruckkreise ob der Enns und über seine merkwürdigen Prälaten, in: Österreichisches Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur vom 20. November 1832 (139. Ausgabe), 556.

Neben den Agenden als Archivar übte Aichinger von ca. 1733 bis 1742 auch die Ämter des Novizenmeisters und des Priors aus. Besonders über die beiden vorderhand letzten Jahre seiner Tätigkeit im Stift sind wir informiert durch die „Annales Monasterii B.M.V. de Hilaria vulgo Wilhering ab Anno 1741 et sequentibus“. Den handschriftlichen Inhalt dieses Folianten hat P. Marcus Stölzl unter dem Titel „Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges in den Jahren 1741 und 1742“<sup>12</sup> anno 1894 herausgegeben. Einleitend weist darin Stölzl, aufgrund eines Schriftvergleichs, P. Alan zweifelsfrei als Urheber der Aufzeichnungen nach; u. a. liefern sie einen nicht nur lokalgeschichtlich bedeutsamen Augenzeugenbericht zur dramatischen Situation Wilherings inmitten des damaligen Kriegsgeschehens:

Die ständige Bedrohung durch die Lage zwischen den Fronten und die befohlene Versorgung von Truppen hatten das Kloster monatelang vor immense Herausforderungen gestellt, die man (unter entscheidender Beteiligung Alans) mit Geschick und Klugheit meisterte. Bekanntlich waren am 14. September 1741 die bayerischen Truppen auf dem Weg zur Besetzung von Linz an Wilhering vorbeimarschiert. Tags darauf erschien Kurfürst Karl Albert von Bayern (nachmals Kaiser Karl VII.) in Wilhering, wurde an der Pforte von Abt und Konvent begrüßt und sicherte zu, dass dem Stift *kein Leid* widerfahren werde. Gefangene, die am 5. November 1741 an Wilhering vorbeigetrieben wurden, stärkte man mit einem Glas Wein. Vom 2. Dezember 1741 bis zum 3. Jänner 1742 waren 40 Mann Bayern und Franzosen in Wilhering einquartiert. 900 Mann

der österreichischen Armee rückten am 8. Jänner 1742 ins Stift ein und mussten versorgt werden. Ab 9. Jänner war dann auch Feldmarschall Ludwig Andreas von Khevenhüller mit seiner Generalität in Wilhering, das bis zum 24. Jänner das Hauptquartier der österreichischen Truppen blieb. Nach der Kapitulation der Bayern und Franzosen beehrte am 28. Jänner sogar Franz Stephan von Lothringen (nachmals Kaiser Franz I.) Wilhering mit seinem Besuch, um sich für die Aufnahme der Truppen zu bedanken. Ein Fokus österreichischer Geschichte war damit für kurze Zeit ganz nahe an Wilhering herangerückt.

### **Pfarrvikar in Ottensheim – Bedrängnis durch Not und Seuchen**

Im November 1742 übersiedelte P. Alan Aichinger als Pfarrvikar nach Ottensheim und verblieb dort bis zum 22. März 1753.<sup>13</sup> Das Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges hatte hier noch nicht das Ende von Not und Bedrängnis gebracht. Die Bevölkerung war dezimiert und verarmt, der Ort zum größten Teil ein Trümmerhaufen. Die Plünderungen durch Bayerns Truppen während des Erbfolgekrieges wirkten noch

<sup>12</sup> In: „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden“. 15. Jahrgang, 1894, ebd., 52–62; 270–279; eine interessante Parallele zu den Ausführungen Aichingers zum Österreichischen Erbfolgekrieg findet sich in den Tagebuchaufzeichnungen des damaligen Propstes von St. Florian: K. Rehberger – Ch. Wunschheim (Hgg.), Stift St. Florian im Österreichischen Erbfolgekrieg. Johann Georg Wiesmayr (1732–1755) – Propst zwischen Kurfürst und Kaiserin (1741–1742), Linz 2013.

<sup>13</sup> Xenia Bernardina, a.a.O.



Der Wilheringer Stiftskomplex in einer Darstellung von Weeser-Krell, 1907.

nach, Seuchen breiteten sich von einem im Schloss eingerichteten Militärspital aus. Die Annalen betonen Aichingers selbstlosen Dienst in den *Spitälern der siechen oder verwundeten Soldaten*, wo er die Aufgabe der *hingestorbenen oder abberuffenen Feldpriester* übernahm. Zu allem Überfluss gab es 1751 noch einen Großbrand und ein Hochwasser, das wertvolle Au- gründe wegschwemmte.

Die juristische Zusatzausbildung kam P. Alan auch in Ottensheim zugute. Ein „Aurecht Buech“ des Donaumarktes trägt seine Handschrift; es werden darin Besitzverhältnisse aufgelistet und Kopien wichtiger Verträge gesichert.

### **Sorge des Abtes Alan um die rechte Klosterdisziplin**

Die erste Sorge des in der Nachfolge Raimund Schedelbergers am 22. No-

vember 1753 zum 60. Stifts-Abt<sup>14</sup> Gewählten galt der „Aufrechterhaltung der Klosterzucht“. Zu diesem Zweck verfasste Aichinger „Hausstatuten“, die im August 1756 durch den Visitor des Klosters, Abt Rayner I. Kollmann (1747–1776) vom Stift Zwettl, bestätigt wurden.<sup>15</sup> Die Strenge dieser Statuten, speziell was die Gelübde des „Gehorsams“ und der „Keuschheit“ betrifft, ist

<sup>14</sup> Xenia Bernardina, a.a.O.

<sup>15</sup> Dr. Josef Schwarzbauer hat diese lateinische Handschrift ins Deutsche übersetzt. Im Jahr 2000 wurde dazu im Stift Wilhering eine lateinisch-deutsche Broschüre erstellt, die im Stiftsarchiv aufliegt: Hausstatuten des Abtes Alanus für das Kloster Wilhering. Lateinische Handschrift und deutsche Übersetzung. Siehe auch R. Schraml OCist – J. Schwarzbauer, Hausstatuten des Abtes Alanus Aichinger (1753–1780) für das Kloster Wilhering, in: *Analecta Cisterciensia* 54/2002, 270–284.



Grafik aus der Grußadresse des Hohenfurter Konvents anlässlich Alans Abtwaahl.

auffällig. Doch sie passt in den Rahmen der Sittenstrenge, wie sie zur Zeit Maria Theresias vorgegeben wurde.<sup>16</sup> Hausstatuten waren in den Klöstern der Epoche allgegenwärtig. Kodices dieser Art erstellten u. a. der bedeutende Zwettler Abt Melchior von Zaunegg<sup>17</sup> und seine beiden Amtsvorgänger.<sup>18</sup>

1757 zum Generalvikar der Provinzen Österreich und Steiermark ernannt, hatte der vorerwähnte Zwettler Abt Rayner I. Kollmann (eine Dissertation<sup>19</sup> über ihn gibt u. a. guten Einblick in das Ordensleben zur Barockzeit) als beauftragter Visitationskommissär bereits 1756 sämtliche Zisterzienserklöster in der österreichischen Provinz der Reihe nach inspiziert. Als Rayner, bekannt für seine ausgleichende, vermittelnde Art, Ende Juli 1756 nach Wilhering kam, fand er dort unter Aichingers Leitung 46 Professoren vor – 37 Priester, sechs Kleriker/Theologiestudenten und drei Laienbrüder. Im Kloster selbst lebten 22 Priester und Kleriker, zudem die 3 Laienbrüder; in der Seelsorge befanden sich 17 Personen, drei fungierten als Hofmeister, ein Mitbruder weilte in Wien zum Theologiestudium, obwohl das Stift über eine eigene theologische Hauslehranstalt verfügte.<sup>20</sup>

Die Hauptanordnungen des Visitators bezogen sich auf die Einhaltung des Armutsgelübdes, das Stillschweigen beim Abendessen und auf die Teilnahme an der Komplet (= Nachtgebet). So strikt Alan in den Hausstatuten Disziplin einmahnte, war er zum anderen wieder von einer gewissen Großzügigkeit und stemmte sich durchaus selbstbewusst gegen Direktiven, die er für unangebracht hielt: bei den vom Visitator eingeforderten achttägigen Exerzitien

gab es einen ersten Widerstand des Abtes. Ebenso legte sich Aichinger quer, was die verlangte Tonsur der Laienbrüder und die Halbierung ihres Skapuliers anbetraf; er sah darin eine Herabminderung der Laienbrüder, die er so nicht hinnehmen wollte. Auch weigerte er sich, das Mittwochsfasten einzuführen. Sein Argument war, dass es an Fischen mangle und deren Beschaffung dem verschuldeten Kloster zu teuer käme.

In der Frage der Fastenregelung dürfte sich Alan durchgesetzt haben. Auch in der Frage der Jagderlaubnis für Mönche ging Aichinger einen eigenständigen Weg. Obwohl Rayner das Weidwerk in seinem Vikariat streng untersagte – ein Lilienfelder Mönch hatte dabei aus Unvorsicht eine Frau erschossen –, erlaubte der Wilheringer Abt seinen Konventualen weiterhin dieses Vergnügen, das zu den „beliebtesten Rekreatiionsarten“<sup>21</sup> in den damaligen Klöstern zählte.

In seiner Dissertation über Generalvikar Rayner (s. o.) vermerkt Balázs, dass für diesen unter allen im Vikariat regierenden Zisterzienseräbten Alan die autoritärste und *eigenwilligste*<sup>22</sup> Per-

<sup>16</sup> P. Rainer Schraml im Vorwort zur Ausgabe der übersetzten Hausstatuten.

<sup>17</sup> Gerhard Wenda, Abt Melchior von Zaunegg (1706–1747) und die dritte Periode österreichischen barocken Klosterlebens im Stift Zwettl, theol. Dissertation, Innsbruck 1951.

<sup>18</sup> P. Alois Wagner, Statuten dreier Zwettler Äbte in der Barockzeit, in: Cistercienserchronik 50 (1938) 7–10.

<sup>19</sup> Ladislav Balázs, Ein Zisterzienserabt aus dem Frühjosephinismus, Rayner I. Kollmann (1747–1776), Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der theologischen Fakultät der Universität Wien (maschinschriftlich), Wien 1973, zu Wilhering: 553–567.

<sup>20</sup> Ebd., 555 f.

<sup>21</sup> Ebd., 381.

<sup>22</sup> Ebd., 566.

sönlichkeit gewesen zu sein scheint. Vor diesem Hintergrund erwähnt Balázs auch einen Briefwechsel, der sich auf den Konflikt des Wilheringer Professors und Theologieprofessors P. Alphons Hartich (1728–1780) mit Alan bezieht. Hartich beschwerte sich demnach 1761 über die angeblich „verworrene und angespannte Lage“ im Stift, für die er den Abt verantwortlich machte. Balázs ortet freilich eine gewisse Widersprüchlichkeit in den Angaben Hartichs; einerseits habe dieser einen regelrechten „Sünden katalog“ des Klosters angeführt, andererseits aber lobende Worte für die dort herrschende *brüderliche Eintracht* gefunden.<sup>23</sup> Auf alle Fälle hebt Balázs die erfolgreiche Vermittlertätigkeit des Generalvikars hervor, die sowohl Alan dazu gebracht hätte, seinen Stil zu korrigieren, als auch P. Alphons veranlasste, sein Vorlesungspensum für die Juniores des Klosters schließlich doch zu erfüllen.<sup>24</sup>

Analog zu den klösterlichen Hausstatuten verfasste Aichinger später eine „Epistola Pastoralis“ – einen „Hirtenbrief“ für die in den Pfarren wohnenden Patres, datiert mit 7. März 1757.<sup>25</sup> In diesem Brief werden die Pflichten und Aufgaben der Seelsorger erläutert. Ohne dringende Umstände und *vernünftigen Grund* durften sie z. B. die Pfarre nicht für länger als einen Tag verlassen, ausgedehntere Reisen mussten vom Abt genehmigt werden. Allzu vertrauter Umgang mit Pfarrangehörigen, Angestellten und Dienstmägden wird ausdrücklich verboten.

## Abt Alan und Eidenberg

Der Eidenberger Ortschronist Franz Haiböck rühmt Alan Aichinger als „großen Förderer und Wohltäter“ Eiden-

bergs.<sup>26</sup> Er schreibt dem Abt den Bau des „neuen Schlosses“ und jetzigen Meierhofs zu und bezeichnet ihn als „Verwalter“ des Meierhofs. Obgleich Alan nie und nirgends offiziell als Verwalter von Eidenberg aufscheint, dürfte Haiböck im Prinzip dennoch richtig liegen. Das triftigste Indiz stellt die aus Alans Feder stammende „Topographie des Eydenbergs“ dar, die im Stiftsarchiv Wilhering aufbewahrt wird. Dieses handschriftliche Kompendium enthält u. a. eine detaillierte Beschreibung der gesamten Stiftsbesitztümer in Eidenberg sowie, nach dem einleitenden Hinweis auf die Bauauffälligkeit des alten Hauptobjekts, die aufschlussreiche Passage: *Dahero mich und in Betrachtung nach mehrere Umständt ... entschlossen, nicht allein ... eine offene Capellen zu errichten, ... sondern auch das übrige Gebäu also aufzuführen, das in besondern Umständten die Geistlichen vom Convent ein sichers und zu gleich von andern Tumulten abgelegenes Ort haben können.* Die Initiative zum Bau von Kirche und Meierhof ging demzufolge offenkundig vom Buchverfasser aus.

Einige Monate vor dem Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges, am 7. Februar 1741, hatte Abt Johann Baptist Hinterhölzl vom bischöflichen

<sup>23</sup> Ebd., 560–567.

<sup>24</sup> Man scheint den Konflikt auch durch einen Ortswechsel gelöst zu haben. Dem Theologieprofessor P. Alphons Hartich wurde 1763 die Aufsicht über Klosterweinberge in Krems („Inspector vinearum“) übertragen, erst 1769 wurde er zurückgerufen (Professorkatalog Stift Wilhering).

<sup>25</sup> Abgedruckt in Cistercienser-Chronik 40/1928, 118–121.

<sup>26</sup> Ortschronik auf Homepage [www.geng.at](http://www.geng.at) und [www.dioezese-linz.at/pfarren/eidenberg](http://www.dioezese-linz.at/pfarren/eidenberg); vgl. auch Franz Haiböck, Tausend Jahre Eidenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Eidenbergs, in: Eidenberger Kulturwoche 81, hg. von der Gemeinde Eidenberg (Linz, o.J.), 15–21.



*Meierhof Eidenberg, 1932.*

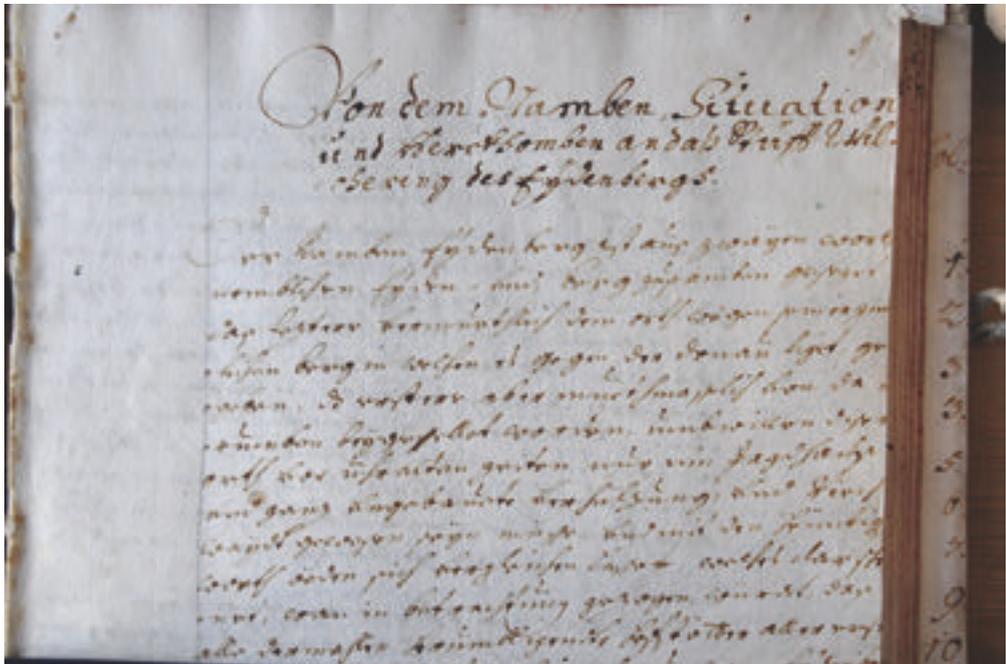
Ordinariat Passau die Genehmigung zur Errichtung der Kirche in Eidenberg erhalten.<sup>27</sup> Um dieselbe Zeit muss man mit dem Bau des Meierhofes, in den die Kirche integriert ist, begonnen haben. Vermutlich waren die Wirren des Krieges und die unsichere Zeit ausschlaggebend für den Entschluss des damaligen Priors P. Alan, in Eidenberg gleichsam ein Refugium für die Wilheringer Konventualen zu schaffen.

Eingangs der Topographie (ein genaues Entstehungsdatum fehlt, die Abfassung hat sich anscheinend über einen längeren Zeitraum erstreckt) ist im Zusammenhang mit dem „Bauprojekt Meierhof“ auch von der Notwendigkeit zur Umstellung der Wirtschaftsverwal-

tung die Rede. Die Erträge der bis dahin an einen „Hofmeister“ verpachteten Landwirtschaft<sup>28</sup> seien stets recht mäßig gewesen, außerdem wäre es zu *Schleidereyen* gekommen. Damit ist auch für die Überführung Eidenbergs in die stiftseigene Administration P. Alans Initiative soweit belegt. Die konkrete Umsetzung und „Anwendung“ der Topographie (einer ihrer Hauptzwecke war zugleich die Festschreibung der Grundgrenzen sowie der Abgaben und Robotdienste der Untertanen) dürfte Aichinger jedoch den jeweiligen Verwaltern überlassen haben,

<sup>27</sup> Stiftsarchiv Wilhering.

<sup>28</sup> Festgehalten ist dies u. a. im Urbar des Abtes Caspar Orlacher von 1666, folium 216; Stiftsarchiv Wilhering.



Handschrift Alans am Beginn der Eidenberger Topographie.

allen voran seinem Profess- und Weihejahrgangskollegen P. Robert Pachner.

Ob auch die „Kostordnung“ für die Dienstboten und robotpflichtigen Bauern aus dem Jahr 1760, wie Haiböck<sup>29</sup> meint, von Abt Alan einem „Stiftsschreiber diktirt“ wurde, ist fraglich. Denkbar wäre es schon. Die Ausstattung der Kirche verleiht Aichingers besonderer Beziehung zu Eidenberg jedenfalls bis heute sichtbaren Ausdruck. Auf dem rechten Seitenaltar, dem Viehpatron Leonhard geweiht und auf das Jahr 1754 datiert, findet sich links oben eine Statue des hl. Alan. Höchstwahrscheinlich nützte Aichinger das „neue Schloss“ von Eidenberg auch zur persönlichen Erholung, und man kann sich unschwer vorstellen, dass er von einem der „Logenplätze“ der Kirchenempore aus nicht nur

den Hochaltar, sondern ebenso die Statue seines Namenspatrons sehen wollte.

Das neue Gotteshaus in Eidenberg wurde gut angenommen, Zeugnis davon gibt eine ganze Reihe im Stiftsarchiv Wilhering deponierter „Mess- und Litaneistiftungen“.

### **Tilgung der Schulden – Förderung der Frömmigkeit**

Die Umstellung in Eidenberg auf eigene Bewirtschaftung beweist klar Alans ökonomischen Weitblick. Als

<sup>29</sup> Franz Haiböck, Die Kost auf dem Münichhof in Eidenberg im achtzehnten Jahrhundert, in: Oberösterreichische Heimatblätter, 44. Jg., 1990, Heft 4, 335–337.



Statue des hl. Alan auf dem rechten Seitenaltar der Kirche von Eidenberg.

dessen Hauptverdienst bezeichnet Jodok Stülz in seiner „Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering“ allerdings die Tilgung der unter Abt Johann Baptist Hinterhölzl angehäuften Schulden,<sup>30</sup> zustande gekommen durch den Wiederaufbau der Stiftskirche und von Teilen des Klosters nach der Brandkatastrophe von 1733, ferner durch den Kauf der Herrschaft Mühldorf (1747) und des Kürnbergs (1749). In einer weiteren Abhandlung schwächt Stülz seine Aussage dann etwas ab, indem er festhält, dass Aichinger zu einer Zeit lebte, da dies [= die Entschuldung] *leichter als vor und nach ihm bewirkt werden konnte, denn die Jahre vom Abschluss des Hubertusburger Friedens,*<sup>31</sup>

der den Siebenjährigen Krieg beendete, bis zu Alans Ableben [im Dezember 1780] *seien wahrhaft goldene Tage*<sup>32</sup> gewesen.

Um die Schuldenlast zu tilgen und Neuverschuldung zu vermeiden, wagte sich der Abt offenbar lange Zeit an keinerlei größere Bauprojekte im Klosterbereich. Eine Ausnahme bildete nur die Sakristei der Stiftskirche. Der Bausubstanz und der künstlerischen Ausstattung nach schon unter Abt Johann IV. Baptist Hinterhölzl fertiggestellt,<sup>33</sup> bekam sie durch Alan *eine vollkommen neue und die bequemste, niedrigste Gestalt. Die gottesdienstlichen Gerätschaften [erhielten] an heiligen Gefäßen, reichen Ornaten und Leinzeug einen beträchtlichen Zuwachs.*<sup>34</sup>

Ebenso berichtet wird von Alans Einsatz zugunsten der Schutzengelbruderschaft; für sie ließ er ein *anmüthiges, reich gefasstes Bildnis* aufrichten, das die Menschen an den Schutz erinnern sollte, den sie durch die „dienstbaren Geister“ erfahren. Mit dem „Bildnis“ ist wohl die Schutzengelstatue gemeint, die noch heute am Schutzengelsonntag durch den Stiftshof getragen wird.

1771 wurden die große und die kleine Orgel der Stiftskirche vom Linzer

<sup>30</sup> Jodok Stülz, Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering, Linz 1840, 369.

<sup>31</sup> Zu Hubertusburg wurden am 15. Februar 1763 Friedensverträge zwischen Preußen, Österreich und Sachsen geschlossen.

<sup>32</sup> Jodok Stülz, Geschichte des Klosters Wilhering, in: Mathias Reisacher, Topographie des Erzherzogthums Oesterreich. Das Decanat St. Johann im Mühl-Kreise, sammt den Stiften Wilhering und Engelszell in dem Decanate Peyerbach. Der dritten Abtheilung fünfter, des ganzen Werkes achtzehnter Band, Wien 1840, 1–128, hier: 122.

<sup>33</sup> Julia Gierse, Bildprogramme barocker Kloster sakristeien in Österreich, Marburg 2010, 530–536.

<sup>34</sup> Rotel von 1780, a.a.O.

Orgelbaumeister Nikolaus Rummel<sup>35</sup> renoviert.<sup>36</sup> Der Wilheringer Stiftsorganist und Komponist Franz Xaver Weinwurm<sup>37</sup> widmete dem Abt eine eigene Messkomposition, die „Missa Sancti Alani“, in der reichhaltige Orgelsolei vorkommen.<sup>38</sup> Es ist gut möglich, dass diese Messe nach der Orgelrenovierung uraufgeführt wurde.

In die Periode Aichingers fällt auch der Neubau der Wallfahrtskirche „Maria Schutz beim Bründl“ in Bad Leonfelden, die Alan am 7. September 1761 persönlich einweihte.<sup>39</sup> Bald war sie wieder zu klein, sodass 1778 abermals ein, erst 1791 abgeschlossener, Neubau nötig wurde.<sup>40</sup>

Mit der Fertigstellung der Eidenberger Kirche zum „Geißelheiland von der Wieskirche“ und der Wilheringer Sakristei, weiters mit der Förderung der Schutzengelverehrung im Stift und der Marienfrömmigkeit in der Bründlkirche von Leonfelden erweist sich Abt Alan Aichinger als engagierter Vertreter einer spätbarocken Religiosität, die sich – am Vorabend der Josephinischen Reformen – wie als Abgesang einer zu Ende gehenden Epoche ausnimmt.

## Spätes Bauprojekt

Erst zwei Jahre vor seinem Ableben scheint die klösterliche Schuldenlast so weit getilgt gewesen zu sein, dass sich Alan zum Neubau des straßenseitigen Stift-Südtraktes erweichen ließ. Im Stiftsarchiv liegt ein Schriftstück mit „Erinnerungen“ eines anonymen Konventualen, die nach dem Tod des Abtes verfasst wurden und die Überfälligkeit dieser Maßnahme ebenso ansprechen wie Alans *seltene Sparsamkeit: Fromm und auferbaulich war sein Wandel, ... die Ökono-*

*mie hingegen ganz außerordentlich; die erstreckte selbiger nicht etwa über seine anvertraute Geistlichkeit und Untergebenen alleinig, sondern er ließ es auch seiner eigenen Person mit empfinden.*<sup>41</sup>

Nachdem die dem Einsturz nahen Mauern keinen Aufschub mehr gestatteten, begann man also 1778 mit dem Abriss der alten Gebäude und der Erneuerung des Südtraktes.<sup>42</sup> Auch der alte Abteitrakt im Anschluss an die Kirche wurde abgerissen; Archiv und Kapelle verlegte man in die schon fertige Abtei, der neue Trakt,

<sup>35</sup> Mitterschiffthaler, Gerald K. – Otto Biba, Nikolaus Rummel. Ein oö. Orgelbauer aus Rothenburg ob der Tauber. In: Die Linde. Beil. zum Fränkischen Anzeiger f. Geschichte u. Heimatkunde v. Rothenburg/Tauber 1973.

<sup>36</sup> Baugeschichte des Stiftes Wilhering (handschriftlich und gebunden; begonnen 1921 von Fr. Theobald Kabelka „nach einem Skriptum“), Stiftsarchiv Wilhering.

<sup>37</sup> Karl Mitterschiffthaler, Die Musikpflege im Stift Wilhering, Phil. Diss., Wien 1995; P. Robert Keplinger, Verzeichnis der um das Stift verdienten Künstler, in: Xenia Bernardina III, Wien 1891, 227; Mitterschiffthaler schreibt „Franz Xaver Weinwurm“, Keplinger „Franz Weinwurmb“.

<sup>38</sup> Messe in C-Dur für Chor und großes Orchester, Signatur 1129, RISM – Katalognummer 600077650 (Musikarchiv Wilhering); Weinwurm hatte schon für Alans Vorgänger Abt R. Schedelberger (1750–14. Sept. 1753) eine „Missa Sancti Raymundi“ komponiert; auf alle Fälle wurde die „Missa Sancti Alani“ zum zehnjährigen Abtwahljubiläum von Abt Alois Dorfer (1851–1892) am 14. Mai 1861 in Wilhering wieder aufgeführt (Hinweis auf der Partitur); ich bedanke mich für die diesbezüglichen Auskünfte bei Dr. Ikarus Kaiser, der das klösterliche Musikarchiv betreut.

<sup>39</sup> P. Benno Hofer, Aus der Geschichte des Marktes Leonfelden, in: Festschrift – Bad Leonfelden, Ob.-Öst., Mühlviertler Heimatblätter 1962, Jg. 2, 13–29, hier: 19.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Erinnerungen, a.a.O.

<sup>42</sup> Ausführliche Beschreibung in der Baugeschichte, a.a.O.



Das „Gratulationsgemälde“ v. Bartolomeo Altomonte. Von ihm stammt u. a. auch die Freskierung der Stiftskirchengewölbe.

erst unter Abt Johann Baptist Schober (1832–1850) vollendet, bekam eine Kuppel aufgesetzt.

### Persönlichkeit und letzte Lebensjahre

Eine besondere Freude muss es Alan gewesen sein, 1776, vier Jahre vor seinem Tod, zusammen mit dem Jahrgangskollegen P. Robert Pachner noch das Goldene Professjubiläum feiern zu können. Das hiefür von keinem Geringeren als Bartolomeo Altomonte geschaffene „Gratulationsgemälde“ ist nach wie vor im östlichen Konventgang zu bestaunen.<sup>43</sup> Ein zweifaches Chronogramm schmückt das, vom Konvent beiden Jubilaren als Widmungsgabe zugeeignete, Werk: In rokokohafters Verspieltheit trägt ein durch Engel blumenumkränzter Obelisk Aichingers Wappen, ein Vogel- und ein Baummotiv zeigend, die heiligen Alan und Robert erbitten jeweils als Namenspatrone Mariens Segen und Schutz für das Stift; interessanterweise wird es hier in einem Idealplan dargestellt, der schon in einem Gemälde um 1735 aufscheint.<sup>44</sup> Zwei Jahre, bevor endlich der dringend anstehende Neubau des Südtraktes in Angriff genommen wurde, hatte man diesen Wunsch an die Adresse des greisen Abtes dergestalt ins Bild mit hineinverpackt.

In seinen 27 Amtsjahren war es Aichinger gelungen, den personellen Stand der Klostergemeinde auf stets etwa gleichem Niveau zu halten. 1779 umfasste der Konvent insgesamt 40 Patres, vier Fratres sowie zwei Konversen mit den ausgewiesenen Berufen „Arcularius“/Tischler bzw. „Sartor“/Schneider. (Der als Senior genannte P. Wilhelm Müller,<sup>45</sup> Pfarrer in Puchenau, war um acht Jahre jünger als der Abt selbst).

Am 7. Mai 1780 konnte Alan im Kreis der Mitbrüder noch das Goldene Priesterjubiläum feiern; zum letzten Mal zelebrierte er dabei die hl. Messe, und zu diesem Anlass gab es wiederum ein Gratulationsbild, nun gemalt von einem Nachahmer Altomontes.<sup>46</sup> Die Monate darauf waren geprägt von Siechtum, was den innerlich Ungebeugten nicht abhielt, sich bis zum Vortag seines Heimgangs am 23. Dezember regelmäßig in die Kapelle neben dem eigenen Zimmer tragen zu lassen, wo er Gebet und Andacht verrichtete. Jodok Stülz merkt an, dass der Zeitpunkt des Todes für das Fortbestehen des Klosters ein günstiger war, *denn wäre er um ein paar Jahre später erfolgt, so würde er einen willkommenen Anlass zur Aufhebung desselben dargeboten haben.*<sup>47</sup>

Die Totenrolle, unmittelbar nach Alans Hinscheiden und wie üblich als Laudatio in teils überschwänglich barocker Sprache abgefasst, bietet neben einem guten biografischen Überblick manches zwischen den Zeilen diplomatisch elegant eingeflochtene Detail zu Aichingers Persönlichkeit und äußerer Erscheinung. So wird bekräftigt, dass sich *die Natur bey Alanus in Rücksicht auf die Holdseligkeit des Antlitzes und die Annehmlichkeit einer einnehmenden Mundart etwas sparsamer gezeigt hat.* Das sei aber doppelt wettgemacht worden durch die *Rechtschaffenheit des Herzens und die Redlichkeit einer freymütigen Brust.* Des Abtes bescheidener Lebensstil wird hervorgehoben, der sich

<sup>43</sup> Etlstorfer, a.a.O., 37.

<sup>44</sup> A.a.O., 52 f.

<sup>45</sup> Geb. 1713, gest. 1781; Hinweis darauf im Vorwort von P. Rainer Schraml zu den Hausstatuten.

<sup>46</sup> Etlstorfer, a.a.O., 37.

<sup>47</sup> Jodok Stülz, Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering, Linz 1840, 369.



*Die in prachtvollem Rokoko ausgestaltete Wilheringer Stiftskirche/Innenansicht mit Orgelepore.*

auch *in der Schlichtheit seiner Kleidung und der Vorliebe für einfache Speisen* geäußert habe – im spätbarocken Klosterumfeld eher keine Selbstverständlichkeit.

Diese Einzelheiten, das Bild mit dem Tintenfass, die beiden Gratulationsgemälde im Konventgang und der Fundus sorgsam gehüteter Bücher bzw. Schriften halten weiterhin das Andenken wach an Alan Aichinger und die außergewöhnli-

che Vielfalt seines verdienstvollen Wirkens in einem bewegten Abschnitt Wilheringer Stiftsgeschichte.

[Ich bedanke mich sehr herzlich für die großzügige Unterstützung und kompetente Begleitung dieser Arbeit durch Stiftsarchivar Mag. P. Rainer Schraml. Für die Fotos bedanke ich mich bei Prof. Mag. Franz Haudum.]

# Das Theatergenie Emanuel Schikaneder und seine Verbindung zum kulturellen Linz

Von Josef Simbrunner\*

Als musikalisches Universaltalent, Sänger, Mime, Regisseur, Komponist, Stückeschreiber und Theaterdirektor ließ er in den Schauspielhäusern der k. k. Monarchie mit untrüglichem Gespür für alles Bühnenwirksame Publikumsherzen höher schlagen, bleibenden Nachruhm erlangen sollte er jedoch zuvorderst als Textdichter des Mozart'schen Opernwelthits „Die Zauberflöte“. Weniger geläufig ist, dass Emanuel Schikaneder<sup>1</sup> 1780 – mit eigener Wandertruppe – in Linz einen seiner ersten längeren Gastspielaufenthalte auf österreichischem Boden hatte und sich dann noch wieder-

holt, ergebnislos, um ein Engagement in der Donaustadt bemühte. Auch auf die bauliche Ausführung des hiesigen Landestheaters dürfte der umtriebige, in Wien später glanzvoll aufgestiegene, zuletzt tragisch gescheiterte Bühnengigant persönlich Einfluss genommen haben.

Schikaneder, einer der umstrittensten, aber auch originellsten Theatermacher seiner Generation, war in Regensburg unter ärmlichen Verhältnissen als Halbweise aufgewachsen und hatte sich nach dem Besuch des dortigen Jesuitengymnasiums 22-jährig lebenslang den Künsten verschrieben.<sup>2</sup> Seit 1773 Angehöriger, ab 1778 Leiter der Moserschen Schauspielgesellschaft<sup>3</sup>/Augsburg, heiratete er 1777 die Pflөгtochter seines



Emanuel Schikaneder (1751-1812).

\* Redaktionelle Bearbeitung und Erweiterung: Camillo Gannitzer.

<sup>1</sup> Geb. am 1. September 1751, Straubing/Bayern, † 21. September 1812, Wien. Eigentlich Johann Joseph Schickeneder. Den Künstlernamen Emanuel hatte er sich zugelegt.

<sup>2</sup> Er war in Regensburg auch Sängerknabe am Dom.

<sup>3</sup> Diese theatralische Wandertruppe spielte zunächst im bayerisch-fränkischen Raum (Neuburg an der Donau, Ulm, Stuttgart, Augsburg, Nürnberg und Rothenburg ob d. Tauber). Ab 1776 kurzzeitig bei der Innsbrucker Theatergruppe unter Andreas Schopf – Gesellschafterin jener Formation war die bekannteste Linzer Schauspielerin des 18. Jahrhunderts, Therese Schimann –, hatte sich Schikaneder im Folgejahr wieder der Moserschen Truppe angeschlossen.

damaligen Prinzipals, Maria Magdalena Arth aus Hermannstadt/Siebenbürgen (1751–1821), und übernahm in der Wintersaison 1779/80 mit dieser Truppe das Laibacher Theater, wo er und seine auch ob ihrer Gesangsstimme umschwärmte Frau (Künstlername Eleonore) die „bedeutendsten Schauspieler“ des Ensembles waren.

Von Laibach aus bewarb sich Schikaneder um Spielgenehmigungen in Klagenfurt, Linz und Salzburg. Linz kam das Ansuchen – für die Sommersaison 1780 – sehr gelegen, war doch die langjährige Direktion des Freiherrn Johann Franz Achaz von Stiebar und der adeligen Theatersozietät, die hier seit 1766 einen geregelten Spielbetrieb mit Oper und Ballett aufgezogen hatte, finanziell gerade zusammengebrochen. Da man ohne geeigneten Interims-Ersatz wieder auf Kurzgastauftritte fahrender Gruppen angewiesen gewesen wäre, holte Graf Christoph Wilhelm Thürheim, seit 1763 öö. Landeshauptmann, bei der Laibacher Regierung Auskunft über Schikaneder ein. Diese antwortete per Schreiben vom 17. April 1780, Schikaneder habe mit seiner Gesellschaft deutscher Schauspieler das Publicum der Stadt Laybach mit vielen Beyfall und Anständigkeit unterhalten. Auch die Klagenfurter Regierung stellte ihm am 24. Mai ein anerkennendes Zeugnis aus, sodass er mit seinem Team, einem „lustigen, unbürgerlichen Häuflein“, für die Hochsommermonate nach Linz verpflichtet wurde.

Schikaneder hatte bis nach Ostern 1780 noch in Laibach, sodann bis Mitte Juni in Klagenfurt gastiert und durfte Anfang Juli im Alten Linzer Stadttheater, dem sogenannten „Wassertheater“<sup>4</sup> (an der Stelle des nunmehrigen Hauses



*Graf Christoph Wilhelm Thürheim (1731–1809). Er initiierte als öö. Landeshauptmann den Linzer Gastspielaufenthalt der Wandertheatertruppe Schikaneders im Sommer 1780 und war auch Ansprechpartner bei dessen späteren, ergebnislosen Vorstößen wegen eines neuerlichen Engagements in der öö. Metropole.*

*Foto/Ablichtung des Gemäldes in der Kapelle von Schloss Weinberg: Franz Linschinger*

Zollamtstraße 3), den Spielbetrieb aufgenommen haben. Im Gegensatz zur heutigen Situation war der Sommer ehemals ein Höhepunkt der Theaterspielzeit; über den Linzer Aufenthalt berichtet Jakob Neukäufer, Mitglied des Schikanederschen Ensembles, in seinen Lebenserinnerungen: *Hier war es besser, weil es mehr Adel gibt und das Militär auf die*

<sup>4</sup> 1752 in einer Scheune vor der Stadtmauer an der Donau etabliert.

*Vorstellungen abonirt [sic] und selbst das übrige Publikum viel zahlreicher und gebildeter ist als in Klagenfurt und Laibach.*

Aufzeichnungen zum damaligen Spielplan haben sich leider nicht erhalten; höchstwahrscheinlich aber gab Schikaneder – mit sicherem Blick für den, Derbes und Zotiges keineswegs ausklammernden, Publikumsgeschmack – zeitgenössische Modedichter, ferner Klassiker wie Lessing und die Erfolgsproduktion der Truppe, Joseph August v. Toerrings Drama „Agnes Bernauer“. Nachweislich im Repertoire hatte der erklärte Shakespeare-Liebhaber seine eigene „Hamlet“-Inszenierung, in der er selbst die Titelrolle und Eleonore die Ophelia spielte. Mit dieser Fassung der Shakespeareschen Tragödie blitzte die Gruppe in Linz allerdings gründlich ab, und Schikaneders Spontanreaktion auf diesen „Flop“ kennzeichnete schlaglichtartig die schillernde Persönlichkeit des genialischen Theatermenschen und Bonvivants, seinen skurrilen Schalk und sein spitzbübisches Komödiantentum. Was am Abend der – beabsichtigten – Aufführung im Linzer „Wassertheater“ konkret geschah, das hat J. Neukäufler plastisch genau überliefert: ... *Wir gingen ... um 6 [18 Uhr] ins Theater, zogen uns an, die Lichter wurden angezündet, das Orchester war beisammen, aber noch keine Seele im Zuschauer-raum. Die Stunde des Beginnes der Vorstellung hatte geschlagen; wir warteten noch eine Viertelstunde, und noch kam niemand. Da schickte Schikaneder zum Weißen Kreuz um je ein Brathuhn für jeden Spieler. Der Tisch wurde mitten auf die Bühne gestellt und gedeckt. Das ganze Personal, selbst ich als Geist, saß um ihn herum und wartete, bis die gebratenen Hühnchen samt Wein und Beilage ankamen. Das Orchester musizierte, und wir aßen. Die Türen wurden alle geöffnet, und die vielen Menschen, die auf*

*der Straße gingen, guckten herein und konnten nicht begreifen, was das vorstellen sollte. Man machte ihnen klar, die Schauspieler aßen zur Nacht, da niemand in das Theater gekommen sei. Nachdem wir gegessen und getrunken, wurden die Theatertüren wieder geschlossen, wir zogen uns um und gingen fort ... Den zweiten Tag darauf ließ Schikaneder sein „Regensburger Schiff“<sup>5</sup> geben, und das Theater war voll ...*

Im unmittelbaren Anschluss an das Linzer Zwischenspiel ging Schikaneder nach Salzburg, wo er am 17. September 1780 die Saison eröffnete, freundschaftlichen Kontakt zur Familie Leopold Mozarts fand und dessen Sohn Wolfgang Amadeus, seinen nachmaligen Künstlerkollegen und Freimaurerbruder, kennenlernte.

Der Plan, in der oberösterreichischen Metropole „für länger“ Fuß zu fassen, ja sich hier eventuell auch anzusiedeln, ließ ihn jedoch nicht los, und das aus mehreren Gründen: mit dem Landeshauptmann und dessen Stellvertreter Freiherr v. Stiebar an der Spitze war die Linzer Theatersozietät äußerst prominent besetzt, beide waren theaterbegeistert und hatten als führende Adelige großen Einfluss. Als Humanist kämpfte Stiebar, einer der erfolgreichsten Theatermanager dieser Zeit, überdies um die Subventionierung der Bühnen durch die Stände – eine wesentliche Basis für qualifizierte Aufführungen. Linz war als al-

<sup>5</sup> Nach Mitteilung von Johann Friedel, einem engen Wiener Freund und Vertrauten Eleonores, ist dieses Lustspiel in der öö. Landeshauptstadt entstanden. Schikaneders nachweislich erstes dramatisches Werk, das Singspiel „Die Lyranten oder das lustige Elend“, ein Bettelstudentenstück, angelehnt an seine Frühzeit als im süddeutschen Raum umherziehender Musiker, erschien 1776 in Innsbruck.

tes Handelszentrum innerhalb der Monarchie zudem verhältnismäßig reich, kulturell vergleichsweise aufgeschlossen und obendrein Garnisonsstadt. So legte Schikaneder dem Grafen Thürheim bereits am 9. Oktober 1780 einen Vertrag für die Winterspielzeit 1781/82 vor. Das Papier wurde am 18. Oktober 1780 bestätigt, womit sein dauerhafteres Wirken in Linz besiegelt und gesichert erschien. Die nach Maria Theresias Tod am 29. November 1780 für die Erbländer verhängte Theatersperre bewog ihn dann aber, zunächst noch in Salzburg<sup>6</sup> zu bleiben, das von dem Verdikt ausgenommen war. Mit Schreiben vom 30. Dezember 1780 erbat er daher von Thürheim die Lösung des Linzer Vertrags.

Im Winter 1781/82 spielte Schikaneder erneut in Laibach<sup>7</sup> und folgte nach Aufenthalt in Graz, Klagenfurt sowie Pressburg im Sommer 1783 einem Einzelengagement ans Wiener Kärntnerthortheater, um bald darauf wieder zu seiner Truppe nach Pressburg zu wechseln. Von dort aus bewarb er sich bei Graf Thürheim am 12. Jänner 1784 nochmals um die Annahme des Vertrags mit Linz, das seit 1782 ein neues, ständiges Ensemble unter der Direktion des Grafen Rosenberg hatte. Am 7. Oktober 1784 wiederholte Schikaneder sein Angebot ein allerletztes Mal, wobei er insbesondere auf seine italienischen Opernübersetzungen sowie seine jüngsten Trauer- und Lustspiele<sup>8</sup> hinwies. Die erhoffte Zusage blieb aus, und so kehrte Schikaneder nach einer weiteren Station am Kärntnerthortheater und anschließend am Wiener Burgtheater – sein Ensemble hatte sich unterdessen trotz achtbarer Erfolge bis auf kleine Reste aufgelöst – für zwei Jahre in die bayerische Heimat zurück.



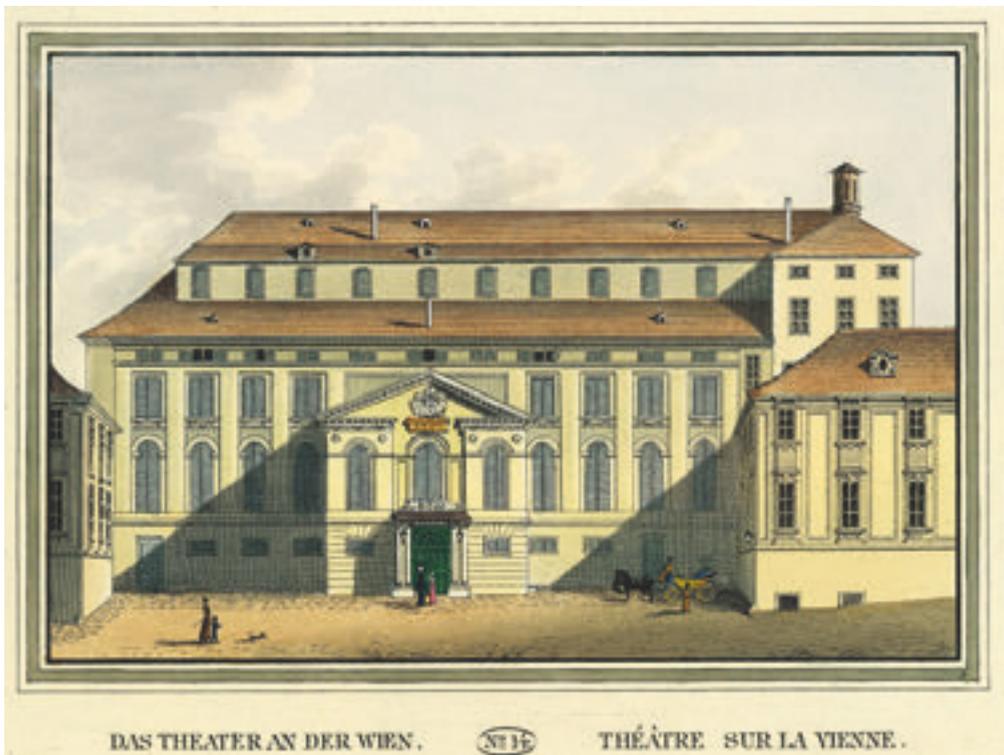
*Schikaneder als „Papageno“. Titelblatt der Erstaussgabe des Librettos der „Zauberflöte“, 1791.*

Mit der Übernahme des Wiener Vorstadttheaters im Starhembergischen Freihaus auf der Wieden – 1789, an der Seite von Gattin Eleonore als Prinzipal-

<sup>6</sup> Von sich reden machte Schikaneder dort u. a. dadurch, dass er „zur Erheiterung des Publikums“ Tragödien mit Balletteinlagen kombinierte.

<sup>7</sup> Vorausgegangene Verhandlungen Graf Thürheims mit Laibach – geführt wegen einer von Schikaneder inzwischen wieder unternommenen Demarche, seine Berufung ans Linzer Theater betreffend – hatten sich zerschlagen.

<sup>8</sup> Aus der Feder des Multitalents flossen mehr als 50 Theaterstücke, davon neun mit Musik, sowie rund 40 Singspiel- und Opernlibretti.



Architektonische Prachtvorlage für die „kleinere Schwester“ an der Linzer Promenade: das von Schikaneder im Empirestil errichtete Theater an der Wien. Kolorierter Kupferstich, Verlag Tranquillo Mollo, Wien; 1825. Copyright: IMAGNO/Austrian Archives.

lin – näherte sich Schikaneders Karriere dem absoluten Gipfel: ein abwechslungsreiches, innovative Komponenten integrierendes Programm aus Sprech- bzw. Musikstücken und der lawinenartige Triumph der hier am 30. September 1791 uraufgeführten, insgesamt 223mal gegebenen „Zauberflöte“<sup>9</sup> verhalf ihm auch wirtschaftlich zu kometenhaftem Aufstieg, gekrönt durch den Neubau des Theaters an der Wien,<sup>10</sup> das als „damals schönstes, modernstes und größtes Bühnenhaus der Reichshauptstadt“ am 11. Juni 1801 unter seiner Direktion eröffnet wurde.

<sup>9</sup> Als Textdichter und Produzent bestritt Schikaneder die Uraufführung auch schauspielerisch und sängerisch – in der Rolle des „Papageno“ – maßgeblich mit. (Berühmt durch die herausragende Darstellung komischer Figuren und Shakespearescher Helden, hatte er während seiner Wiener Zeit in mehreren Gattungen, besonders in der Ausgestaltung des lokalen Singspiels und Volksstücks sowie der heroisch-komischen Oper, eine Vorreiterfunktion. Vor allem auch die „Genussucht und sittliche Freizügigkeit“ des damaligen Wien erfuhr durch ihn ursprünglich-authentische und zugleich teils „erschreckend realistische“ Verkörperung).

<sup>10</sup> Von Schikaneder errichtet mit finanzieller Hilfe seines geschäftlichen Kompagnons, Kaufmann Bartholomäus Zitterbarth. Mit der aufwendig-effektiv umgesetzten Vereinigung von „Mas-

Um die Jahrhundertwende stand die oberösterreichische Landesregierung wegen der Errichtung des – nach dem Vorbild des Theaters an der Wien in verkleinertem Maßstab konzipierten – Linzer Landestheaters in Verhandlungskontakt mit Schikaneder; Ratschläge zum Bau des Hauses an der Promenade<sup>11</sup> und insbesondere zur Gestaltung von Zuschauerraum bzw. Bühne hatte dieser, vom August bis zum Dezember 1801 mit Eleonore in Linz weilend, vor Ort gewiss zusätzlich erteilt.

Sein Stern als Leiter des Theaters an der Wien begann zu sinken, nachdem die opulenten, verschwenderisch aufgemachten Massenstücke und Zauberopern ihre Anziehungskraft allmählich verloren. Ende 1806 verkaufte er

die Spielstätte am Wienfluss und ging im Jahr darauf als Theaterdirektor nach Brünn, wo er in Stadtnähe eine Arena erbaute, um dort mit pompösen Ausstattung- und Spektakelstücken „katastrophal und rettungslos“ Schiffbruch zu erleiden.

Wenig später erfasste der Ruin auch den gesundheitlichen Zustand. 1811 via Oberösterreich, respektive Steyr, nach Wien zurückgekehrt und durch die kriegsbedingte Geldentwertung um das letzte Vermögen gekommen, beschloss Emanuel Schikaneder, geistig umnachtet, am 21. September 1812 am Wiener Alsergrund 61-jährig sein ruhelos bewegtes, künstlerisch wie privat über weiteste Strecken von Extremen bestimmtes Leben.<sup>12</sup>

---

senpublikum und Hochkultur“ stieß er an dieser Bühne in neue Dimensionen des Illusionstheaters vor und gilt insofern auch als einer der ersten „Musical-Pioniere“.

<sup>11</sup> Wie das „Schikaneder-Theater“ an der Wien im Empirestil gehalten, seiner Bestimmung übergeben am 4. Oktober 1803.

<sup>12</sup> „Unter traurigen Umständen verkam er ...“. Quelle: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz78295.html>.

# Zur neusachlichen Malerei Herbert Plobergers (1902 Wels–1977 München) Eine aktuell erweiterte Bestandsaufnahme

Von Ingrid Radauer-Helm\*

*Sein Schaffen als Kostüm- und Bühnenbildner sowie vor allem wichtigster österreichischer Vertreter der Neuen Sachlichkeit reiht ihn unter die international renommierten Künstlergrößen unserer Heimat. Höchste Qualität zeichnet gerade auch das malerische Oeuere Herbert Plobergers aus, von dem durch widrige Umstände und Kriegseinwirkung leider Vieles verloren ging. Das Wiederauftauchen eines seiner wertvollen, verschollen geglaubten neusachlichen Ölbilder ist der unmittelbare Anlaß für die folgende Dokumentation dieser einzigartigen Werkgruppe.*

Das genannte Gemälde, „Stilleben mit Tuch“ (Abb. 01), war dem Wiener Galeristen Roland Widder 2012 überraschend zum Kauf angeboten worden, und zwar von einem Amerikaner, der es, ohne um die Bedeutung des Künstlers zu wissen, einige Zeit zuvor bei einem privaten Hausflohmarkt (!) in Kalifornien erworben hatte. Widder erkannte augenblicklich die einmalige Gelegenheit, und so kehrte das kostbare Bild nach Jahrzehnten der Unauffindbarkeit 2013 wohlbehalten an den mutmaßlichen Ort seiner Entstehung zurück. Glücklicherweise wurde es inzwischen von der Österreichischen Nationalbank angekauft, womit sein Verbleib im Lande gewährleistet ist.<sup>1</sup> Ein umso erfreulicherer Zugewinn, als insgesamt nur drei neusachliche Ölbilder Plobergers im Besitz österreichischer Museen sind: das „Stilleben mit Ananas“ im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz (Abb. 14), das „Selbstporträt im Atelier“ im Welser Stadtmuseum (Abb. 02) und ein weiteres „Stilleben mit Ananas“ in der Österreichischen Galerie Belvedere in Wien. Nimmt man das „Selbstporträt mit ophthalmologischen Lehrmodellen“ (Abb. 12) aus dem Münchener Lenbachhaus dazu, dann sind damit bereits alle vier in Museen vorhandenen neusachlichen Ölbilder Plobergers aufgezählt.<sup>2</sup> Außerdem wissen wir derzeit von acht Gemälden in Privatbesitz: „Auf dem Tisch, unter dem Tisch“, „Toiletten-

---

\* Die Autorin verwendet die alte Rechtschreibung.

<sup>1</sup> Die Sammlung bildender Kunst der Österreichischen Nationalbank hat die Malerei der Zwischenkriegszeit und der Kunst nach 1945 zum Schwerpunkt.

<sup>2</sup> Keines dieser Werke wurde vom Künstler datiert. [Auf dem Welser „Selbstbildnis im Atelier“ sind interessanterweise deutsche Reichsbanknoten zu erkennen, was die Frage aufwirft, ob Ploberger zur Entstehungszeit des Bildes schon in Berlin lebte. Vielleicht symbolisiert die Wahl der Währungsart aber auch seine Hoffnung auf die Kaufkraft zukünftiger deutscher Sammler.]



Abb. 01: Herbert Ploberger, *Stilleben mit Tuch*, undatiert (Österreichische Nationalbank)

tisch“, „Stilleben mit Flasche“, „Stilleben mit Bonbons und Perlenkette“ (Abb. 03), „Vor dem Schaufenster“, zwei Selbstporträts als Clown und ein weiteres Selbstporträt (Abb. 04). Dazu kommen noch zehn Ölbilder, die wir nur aus zeitgenössischen Rezensionen bzw. in Form von Fotos oder Zeitungsausschnitten im Nachlaß des Künstlers kennen und daher als verschollen betrachten müssen: „Herrenporträt“ (Abb. 05), „Porträt Alice Fischer“, „Interieur mit Krug“ (Abb. 06), „Im Schneidertelier“, „Der Souffleur“ (Abb. 07), „Der Morgenbesuch“ (Abb. 08), ein Stilleben mit offener Tischlade (Abb. 15) und drei Damenporträts (Abb. 09 u. Abb. 10). Insgesamt ergibt das einen neusachlichen Werkblock von dreiundzwanzig Gemälden. Diese geringe Anzahl läßt sich gut begründen: Plobergers neusachliche Schaffensperiode dauerte zwar in etwa von 1925 bis 1928, er teilte aber aus finanziellen Gründen ab 1927 seine Zeit zwischen der Malerei, gebrauchsggraphischen Aufträgen und der Ausbildung zum Kostüm- und Bühnenbildner auf. 1943 verbrannte obendrein der

in seinem Berliner Atelier gelagerte Bestand infolge alliierter Bombenangriffe restlos.

Das „Stilleben mit Tuch“, auf Leinwand gemalt und 50,5 x 57,8 cm groß, ist in Motivwahl, Farbgebung und Detailtreue ein Musterbeispiel für den Stil der Neuen Sachlichkeit, der nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges die Gefühlsausbrüche des Expressionismus ablöste. Die Gegenstände sind in ihrer Plastizität und Textur fast fotorealistisch dargestellt. Ein orangebrauner Tonkrug, ein eckiges Wasserglas, eine Zündholzschachtel mit der Aufschrift „Solo Wien“ und ein rosa-hellgraues Tuch sind auf einem Thonethocker arrangiert. Tuch und Hockerbeine sind nach unten hin abgeschnitten. Das Licht fällt von rechts oben ein, der Schatten des Zündholzkubus verbindet diesen mit dem Krug und greift das Dunkelbraun des Hockerrahmens auf. Dessen helle Sitzfläche korrespondiert, etwas abgeschattiert, mit dem Tuch. Der graue Hintergrund teilt sich in eine hellere und eine dunklere Hälfte, in denen rosa-braune Lichtreflexe oszillieren. In dieser Farbharmonie bildet der ocker-gelbe Aufkleber auf der grauen Zündholzschachtel einen leuchtenden Kontrapunkt. Nicht nur die perfekt abgetönten Farben, auch die plastischen Formen und die Texturen der verschiedenen Oberflächen – die Lichtbrechungen in dem mehreckigen Glas, der unregelmäßige Faltenwurf des steifen Tuches, die rauhe Haptik des mattenporösen Tonkruges – sind mit meisterhafter Genauigkeit wiedergegeben. [Diese Präzision begründete später Plobergers Ruf als „Verist von äußerster Objektivität“].<sup>3</sup> Bisher war das undatierte, rechts oben signierte<sup>4</sup> Werk nur in Form einer Schwarzweiß-Fotografie im Nachlaß Plobergers erhalten, die dieser mit „verschollen“ markiert hatte. Dieselbe Aufnahme, als „Stilleben auf Hocker“ betitelt, illustrierte einen monographischen Aufsatz, den Georg Wacha, Direktor des Linzer Stadtmuseums Nordico, 1979 im Kunstjahrbuch der Stadt Linz veröffentlichte.<sup>5</sup> Auch im Katalog zur Ausstellung *Herbert Ploberger. Malerei-Graphik zum 100. Geburtstag*, die im April 2002 im Welser Lebensspuren-Museum und im Nordico gezeigt wurde, ist das Foto reproduziert. Hier ist es als „Stilleben, um 1926, verschollen“ bezeichnet.<sup>6</sup> Ansonsten hinterließ es bis zu seinem Ankauf durch den – übrigens aus Oberösterreich stammenden – Kunsthändler Roland Widder im Jahr 2013 keine nachweisbare Spur. In dessen Verkaufskatalog, wo es nun in seiner wunderbaren Farbigkeit zur Wirkung kommt, ist es als „Stilleben um 1925, Öl/Leinwand“ abgebildet.<sup>7</sup> Wie und mit wem es nach Amerika gelangte, ist unklar, obwohl die Annahme naheliegt, daß es von jüdischen Emigranten ins Exil mitgenommen wurde. Da Ploberger kein Werkver-

<sup>3</sup> Willi Wolfradt in: „Der Cicerone“, Jg. XXI 1929, Heft 1, S. 28

<sup>4</sup> Seine Signaturen sind nicht durchgängig mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, haben aber meist am Ende einen Punkt. Seine später entstandenen Kostümentwürfe und Bühnenbilder signierte er mit der klein geschriebenen Abkürzung „plo.“ „Plo“ wurde auch sein Spitzname.

<sup>5</sup> Georg Wacha, Herbert Ploberger, in: Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1979 (Schroll: Wien-München, 1979), S. 49-56, hier S. 52

<sup>6</sup> Katharina Weinberger, Katalog Herbert Ploberger, Malerei-Graphik zum 100. Geburtstag (Gutenberg: Linz, 2002), S. 17

<sup>7</sup> Roland Widder, Katalog Kunsthandel Widder. Begegnungen (Bibliothek der Provinz: Wien, 2013), S. 42f.

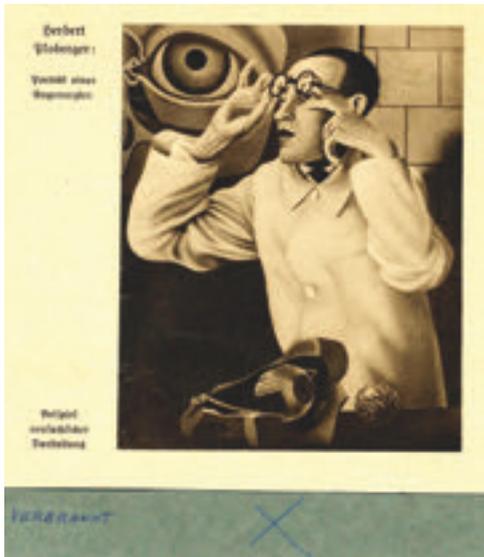


Abb. 12: Herbert Ploberger, Porträt eines Augenarztes, heute Selbstbildnis mit ophthalmologischen Lehrmodellen, undatiert (Lenbachhaus München); Zeitungsausschnitt o.A. im Nachlaß, vom Künstler als „verbrannt“ markiert

zeichnung führte und in seinem Nachlaß entsprechende Belege fehlen, bleibt das vor- malige Schicksal des Bildes jedenfalls im Dunkeln.

Ploberger, 1902 in Wels geboren, hatte nach der Matura am Linzer Staats- gymnasium [heute Erstes Akademisches Gymnasium] von 1921 bis 1924 an der Kunstgewerbeschule bei Viktor Schufinsky, Adolf Böhm, Erich Mallina und Franz Čížek studiert. Weder die Teilnahme an den Aktklassen und Naturstudien der drei erstgenannten Professoren noch die an Čížeks Ornamentkurs erklären allerdings seinen kometenhaften Aufstieg zu einem „der besten deutschen Stillebenmaler“<sup>8</sup> der Neuen Sachlichkeit. Ploberger selbst bezeichnete in dem für die Retrospektive zu seinem 75. Geburtstag in Linz 1977 verfaßten Lebenslauf seine Ausbildung als „rein akademisch“ und „ohne besonderen Einfluß auf seinen Stil“. Er erwähnte darin zwar seine Bekanntschaft mit Carl Anton Reichel und Alfred Kubin, aber „er hat kein besonderes Vorbild, sondern sieht sich mehr von einer Zeitströmung gepackt“ (Abb. 11).<sup>9</sup> Auch die Monate, die er 1925 in Paris verbrachte, „wo er Bilder malt, und um sich das Leben zu finanzieren Pavillons für die damalige Weltausstellung

<sup>8</sup> „De Tijd“, Amsterdam, 3.6.1929

<sup>9</sup> Es ist eine Karte erhalten, auf der sich Kubin bei Ploberger für dessen Post zum 50. Geburtstag bedankt: „Sie haben sich ja da mitten in die neue Sachlichkeit fest eingewurzelt und sehr fleissig geschafft – ich danke von Herzen für Ihren Glückwunsch und die schönen Photos – bei mir geht’s jetzt recht zu weil eine Flut von Postsachen daherkam – herzlichst Ihr Kubin. Meine Frau grüßt Sie.“ Postkarte Kubin an Ploberger, abgestempelt am 13. April 1927 in Wernstein (Privatsammlung Radauer)



Abb. 02: Herbert Ploberger, *Selbstporträt im Atelier, undatiert* (Stadtmuseum Wels)

ausmalt“,<sup>10</sup> geben in dieser Hinsicht mehr Rätsel auf, als sie Erklärungen anbieten. Er verkehrte dort im Kreis des expressionistischen Malers Jules Pascin, wie er 1946 einem Journalisten der Linzer Zeitung „Neue Zeit“ erzählte.<sup>11</sup> Die Annahme, er habe bei der *Exposition Internationale des Arts Decoratifs et Industriels Modernes* Bilder von Tamara de Lempicka gesehen und von da her „wichtige Impulse erlangt“,<sup>12</sup> erweist sich als unhaltbar, weil Lempickas Teilnahme an dieser Ausstellung nicht belegt ist. Sie weilte während der vier Monate, die Ploberger in Paris verbrachte, außerdem gerade in Italien, deshalb ist auch ein persönliches Zusammentreffen, etwa bei einem Atelierbesuch, eher unwahrscheinlich.<sup>13</sup> Ob Plobergers Entschluß,

<sup>10</sup> Lebenslauf Herbert Ploberger, von ihm 1976 verfaßt

<sup>11</sup> Die „Neue Zeit“ schreibt am 15. Jänner 1946 über Plobergers „Malerjahre in Paris, wo er dem Kreis um Pasquin angehört“, womit wohl Jules Pascin (1885 Widin-1930 Paris) gemeint ist.

<sup>12</sup> Katharina Weinberger, Katalog Herbert Ploberger Malerei-Graphik 2002, S. 16

<sup>13</sup> Diese biografischen Details stammen aus der Retrospektive Tamara de Lempicka in der Pinacothèque de Paris, 18.4.- 8.9.2013



Abb. 04: Herbert Ploberger, Selbstporträt, undatiert (Privatbesitz)

nach Paris zu gehen, damit zusammenhing, daß neben den Architekturstudenten der Kunstgewerbeschule auch die Klassen Cížek, Böhm und Mallina ihre Arbeiten dort präsentierten, muß Spekulation bleiben, da er seine Ausbildung bereits ein Jahr davor abgeschlossen hatte.<sup>14</sup>

Nach seiner Rückkehr aus Paris stellte er jedenfalls im Herbst 1925 im Atelier Max Oppenheimers im Wiener Schwarzenbergpark aus, wie wir durch eine Zeitungskritik des Kunsthistorikers Ludwig W. Abels wissen, dem „einige Porträts [...], noch ein wenig absichtlich in der Manier, wie man ‚jetzt malen muß‘,“ auffielen.<sup>15</sup> Es ist dies die erste mediale Rezeption des aufstrebenden Künstlers.

Ploberger malte, wenn wir den später zugeschriebenen Jahreszahlen glauben dürfen, im Jahr 1925 neben einem „Selbstporträt im Atelier“, das vermutlich 1930 vom Stadtmuseum Wels angekauft wurde (Abb. 02), das große Ölgemälde „Auf dem Tisch, unter dem Tisch“ sowie das Selbstporträt als Clown „Scherben bringen Glück“, beide heute in Privatbesitz. Da er nicht systematisch datierte und neutrale

<sup>14</sup> Ein Foto der ausgestellten Schülerarbeiten ist abgebildet bei: Vera Vogelsberger, Sequenzen aus Kunst-erziehung und Geisteswissenschaften, in: Kunst: Anspruch und Gegenstand (Residenz: Salzburg/Wien, 1991), S. 274-313, hier S. 290

<sup>15</sup> „Neues Wiener Journal“, 11.4.1926



Abb. 09: Herbert Ploberger, Damenporträt, undatiert (Foto im Nachlaß des Künstlers)



Abb. 10: Herbert Ploberger, Damenporträt, undatiert (Foto im Nachlaß des Künstlers)

Titel wie „Bildnis“ oder „Stilleben“ in den alten Katalogen wenig Aufschluß geben, kann man nur diejenigen Werke nachträglich mit absoluter Sicherheit zeitlich einordnen, die von Kritikern rezipiert oder – noch besser – in Publikationen abgedruckt wurden, weil sie dadurch eindeutig identifizierbar sind.

Wie bereits erwähnt, gelten seit der Zerstörung des Berliner Ateliers im Jahr 1943 viele seiner Bilder als verschollen. Es ist aber durchaus zu hoffen, daß von den übrigen Arbeiten etliche im Ausland überlebt haben. So steht auch der jüngste Glücksfall nicht alleine, denn in Österreich sind bereits zuvor drei weitere Ölbilder Plobergers aufgetaucht. Eines ist das bekannte Werk „Vor dem Schaufenster“ [1929 als „Auslage“ bezeichnet], das 1930 als Titelbild der Halbmonatsschrift „Münchener Jugend“ verwendet wurde und dessen Besitzer sich anlässlich der Vorbereitungen für die Linzer Ausstellung 2002 überraschend gemeldet hatte;<sup>16</sup> das zweite, ein bis dahin völlig unbekanntes Selbstporträt, wurde 2008 in Wien entdeckt und hat Ähnlichkeit mit dem Welser „Selbstporträt im Atelier“ (Abb. 04). Das dritte, ein von Ploberger bis zuletzt für verbrannt gehaltenes, auf Holz gemaltes „Porträt eines Augenarztes“, im Katalog *Neue Sachlichkeit* des Wiener Kunstforums Bank Austria von 1995 als „Der

<sup>16</sup> „Linz aktiv“, Heft 163/2002, S. 64

Optiker“ und heute „Selbstbildnis mit ophtalmologischen Lehrmodellen“ betitelt, war Ende der 1970er Jahre in der Wohnzimmerkredenz seiner ehemaligen Schwiegermutter in Gallneukirchen zum Vorschein gekommen und befindet sich seit 1989 in der Städtischen Galerie im Münchener Lenbachhaus (Abb. 12).<sup>17</sup>

Nach eigener Angabe bezog Ploberger 1926 sein erstes Atelier in Wien. Dort besuchte ihn der Kunsthistoriker Ludwig W. Abels und hielt fest: „Die neuen Bilder zeigen schon eine bemerkenswerte Selbstzucht. [...] *Togores in Paris, Schrimpf in München schwören auf diese Note zeichnerisch korrekter ‚Sachlichkeit‘. [...] Ploberger, der im Ausland viel gesehen und nachgedacht hat, meint, daß man gerade mit dieser neuen Richtung sich wieder der Auffassung des Laienpublikums nähert, von der man sich lange allzu überheblich ferngehalten habe. [...]*“<sup>18</sup> Der Begriff „Sachlichkeit“ wird hier noch in Anführungszeichen gesetzt.

Ende April 1926 wurden zwei seiner Porträts zur *Kunstschau des Bundes österreichischer Künstler* zugelassen, ein „Stilleben“ um 500 Schilling und einen „Halbakt“ um 750 S lehnte die Jury dagegen ab. Für die Dauer der (mit der *Jahresausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens* kombinierten) Ausstellung hatte der Bund als Gast der Genossenschaft den ersten Stock des Wiener Künstlerhauses zur Verfügung.<sup>19</sup> Die Exponate Plobergers, in diesem Rahmen einziger Repräsentant der Neuen Sachlichkeit, hingen dort neben Werken von Herbert Böckl, Albert Paris Gütersloh, Oskar Kokoschka, Anton Kolig, Carl Moll, Franz Zülow, Broncia Koller, Franz Wiegele u. a. Durch die Kritik Max Rodens wissen wir, dass eines der beiden Porträts einen dunkelhäutigen Mann darstellte. Roden erblickte darin „all das Kommende, das in dieser ‚Kunstschau‘ noch fehlt. Man sehe das Porträt des Negers an und man wird den *dernier cri* [letzten Schrei] in der Malerei hören“.<sup>20</sup> Das Bild, um 625 Schilling zu haben, verkaufte sich nicht. Ploberger zeigte es im darauffolgenden Jahr in der Berliner Galerie Neumann-Nierendorf als „Neger im Frack“, dann nochmals 1929 in der Weihnachtsausstellung *Neuromantik und neue Sachlichkeit in Oberösterreich* in Linz als „Negerporträt, 1926“. Danach verliert sich die Spur. Im Nachlaß des Künstlers hat sich ein Schwarzweißfoto davon erhalten, auf dem die letzte Ziffer der Jahreszahl abgeschnitten ist. Dieses Foto wurde bei Wacha 1979 als „Neger im Frack“ und im Linzer Katalog von 2002 als „Neger im Frack, 1926, verschollen“ reproduziert (Abb. 05).

Das zweite in der Wiener *Kunstschau* 1926 ausgestellte Werk Plobergers war ein unverkäufliches „Bildnis“,<sup>21</sup> ein weibliches Dreiviertelporträt, wie dessen Foto im

<sup>17</sup> Interview mit Plobergers Tochter Stephanie Wagner vom 31.7.2006; in einem Zeitungsausschnitt in Plobergers Nachlaß wird das Bild als „Porträt eines Augenarztes“ bezeichnet. Im Katalog der Weihnachtsausstellung im OÖ. Landesmuseum 1929 ist als Kat. Nr. 21 die Bleistiftzeichnung „Porträt des Ophtalmologen Prof. F.“ angeführt; es wäre denkbar, daß es sich dabei um eine Vorzeichnung handelt. Leider können wir keinen Vergleich mehr anstellen.

<sup>18</sup> „Neues Wiener Journal“, 11.4.1926

<sup>19</sup> Der Bund österreichischer Künstler, damals „Klimtgruppe“ benannt, hatte sich 1908 von der Sezession abgespalten, die, ebenfalls mit Klimt an der Spitze, 1898 aus der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens hervorgegangen war. (Siehe: Franz Ottmann, *Die Wiener Künstlervereinigungen*, in: Katalog Deutsche Kunstgemeinschaft Berlin, Zehnte Ausstellung, Berlin/ Schloss, 24.9.-6.11.1927)

<sup>20</sup> „Österreichische Volkszeitung“, 10.5.1926

<sup>21</sup> Katalog XLVII. Jahresausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, Künstlerhaus, Wien, 29.4.-4.7.1926, Kat. Nr. 472: „Bildnis“; Kat. Nr. 472a: „Bildnis“



*Abb. 05: Herbert Ploberger, Herrenporträt, vor April 1926; zuletzt 1929 in der Weihnachtsausstellung im OÖ. Landesmuseum gezeigt (Foto im Nachlaß des Künstlers, Datierung tlw. beschnitten)*

Ausstellungsbericht Arthur Roesslers bekundet. Ein Vergleich mit der Abbildung „Alice Fischer, verschollen“ im Katalog von 2002 bestätigt diese als Vorzeichnung für das Damenbildnis. Sowohl das Porträt der zerbrechlich wirkenden Alice Fischer, die dem Betrachter direkt in die Augen schaut, als auch jenes des kräftig gebauten Herrn im Frack strahlt Ruhe und Gelassenheit aus. Inmitten der spätimpressionistischen, spätexpressionistischen und jugendstilartigen Bilder der Kollegenschaft fielen beide Arbeiten stilistisch natürlich „aus der Reihe“. [Insofern apostrophierte der Kunsthistoriker Justus Schmidt in seiner Würdigung zum 60. Geburtstag Ploberger rückblickend zurecht als „Avantgardist“ und „in der vordersten Reihe der Neuen Sachlichkeit“,<sup>22</sup> auch wenn diese per se nicht für eine Avantgardeströmung, sondern für die Rückbesinnung auf altmeisterliche Maltechniken und Darstellungsweisen stand]. In seiner Rezension der Künstlerhaus-Ausstellung tat Arthur Roessler die Bilder von Herbert Boeckl als „nachahmende Versuche“ und Kokoschkas Porträt Arnold Schönbergs als „weit vom Herzen“ entstanden ab. Für Ploberger jedoch fand er anerkennende Worte: „Freiwillig unterworfen dem Zwange strenger Regeln [...] scheut dieser ernstgesinnte Maler nicht die Unbequemlichkeit mühsamer [...], vor keiner handwerkli-

<sup>22</sup> Justus Schmidt, Herbert Ploberger, in: Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1962, S. 118-120, hier S. 118

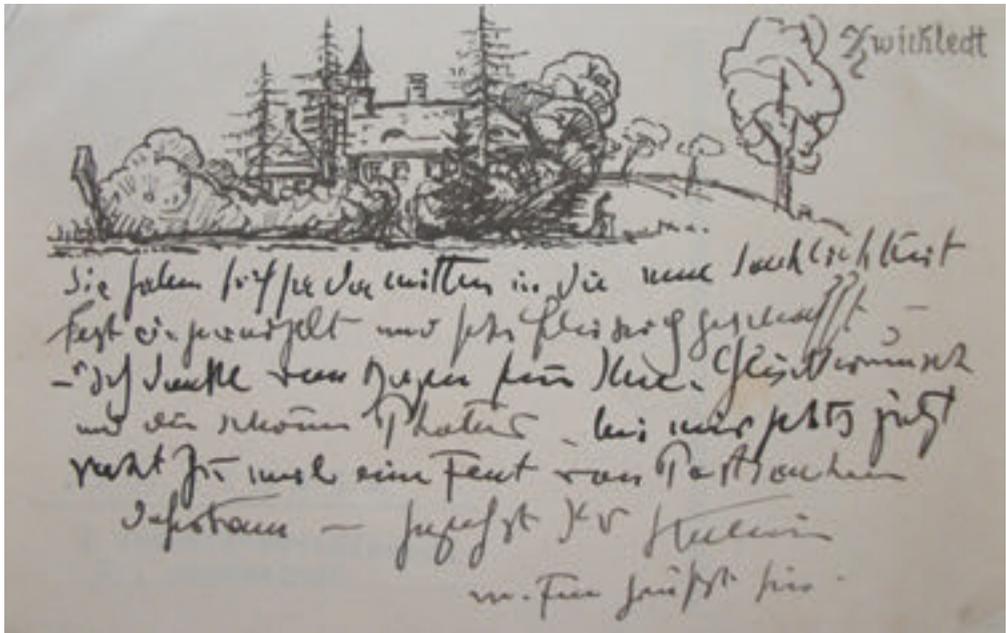


Abb. 11: Alfred Kubin aus Zwickledt an Herbert Ploberger in Berlin, Postkarte, gestempelt 13.4.1927 (Transkription siehe Fußnote 9)

chen Schwierigkeit verzagender Arbeit. Seine Ausdrucksart ist kräftig, geschickt ohne Künstelei, selbstbewusst ohne Eitelkeit, zweckdienlich sachlich ohne Willkür. In seinen Bildern ist [...] überall Kürze, Klarheit, Einfachheit, Unzweideutigkeit und trotz aller absichtlichen Härte behutsam zugreifendes Gefühl, gut durchgorene Bedachtsamkeit, um dem Organischen einer Naturerscheinung keine Gewalt anzutun.“<sup>23</sup> Nicht alle Rezensenten fanden Gefallen an Plobergers klarer, schnörkelloser Darstellungsweise. Der Maler und Kunstkritiker Adalbert Franz Seligmann etwa urteilte: „Auch ein Vertreter der ‚neuen Sachlichkeit‘ ist da, Ploberger mit Namen. Diese neue Sachlichkeit besteht darin, daß alle Dinge so gemalt werden, als seien sie aus lackiertem Blech angefertigt und elektrisch beleuchtet.“<sup>24</sup>

Aus dem Jahr 1926 datiert auch Plobergers „Toilettentisch“, heute in Privatbesitz,<sup>25</sup> und möglicherweise ebenso das undatierte „Stilleben mit Ananas“, welches fast fünfzig Jahre später, im Dezember 1975, von der Österreichischen Galerie Belvedere angekauft wurde. Letzteres wurde offensichtlich im Frühsommer gemalt. Margeriten, Mohn- und Kornblumen stehen in einer Vase, auf dem Fußboden sind Weichseln auf einer Zeitung ausgebreitet; die titelgebende Ananas steht daneben auf einem Stuhl. Der dargestellte Souterrain-Raum ist sicherlich Plobergers Atelier.

<sup>23</sup> „Bühne, Welt und Mode“ in: „Wiener Neueste Nachrichten“, 30.5.1926, S. 5

<sup>24</sup> „Neue Freie Presse“, 12.5.1926

<sup>25</sup> Plobergers Präzision der Darstellung metallischer Oberflächen nimmt hier Christian Schads „Operation“ von 1929 vorweg, erinnert aber auch an Charles Sheeler’s Precisionism.



Abb. 06: Herbert Ploberger, *Interieur mit Krug*, undatiert; zuletzt 1927 im Wiener Kunstsalon Würthle gezeigt (Foto im Nachlaß des Künstlers)

Das Gemälde verbreitet meditative Ruhe und vermittelt gleichzeitig ein Gefühl der Lebensfreude und Häuslichkeit. Ins Jahr 1926 fällt vermutlich auch Plobergers Beitritt zur oberösterreichischen Künstlervereinigung Maerz, denn ab 1927 ist er hier als auswärtiges Mitglied geführt.<sup>26</sup>

Vielleicht verkaufte sich unser wieder aufgetauchtes „Stilleben mit Tuch“ bereits bei seiner Einzelausstellung im Wiener Kunstsalon Würthle Anfang 1927. Von dieser Schau sind allerdings außer einer Besprechung in der deutschen Kunstzeitschrift „Der Cicerone“ keine Unterlagen erhalten. Die Rezension ist immerhin mit zwei weiteren verschollenen Werken Plobergers illustriert, in denen derselbe Thonet-hocker zu sehen ist wie jener im wiedergefundenen „Stilleben“. Beide sind mit „Stilleben 1926“ untertitelt. Eines der Bilder zeigt eine Holzkiste mit Topfpflanze, davor stehen der Hocker und ein Henkelkrug; an der Wand dahinter zeichnet sich der rautenförmige Schatten eines vergitterten Fensters ab (Abb. 06). Wir sehen hier wohl eine Ecke des Ateliers, denn derselbe Schatten findet sich im „Stilleben mit Ananas“ aus dem Belvedere. Das zweite „Interieur“ stellt ein Schneideratelier dar, in dem eine Frau, flankiert von zwei Schneiderpuppen und dem Thonethocker, mit

<sup>26</sup> Er könnte auch schon 1925 beigetreten sein, die Beitrittsunterlagen sind lt. Auskunft des Maerz-Archivs nicht erhalten, aus dem Jahr 1926 existiert nur ein Protokollfragment.



Abb. 07: Herbert Ploberger, *Der Souffleur*, undatiert; zuletzt 1927 in der Berliner Herbstausstellung der Preußischen Akademie der Künste gezeigt (Zeitungsausschnitt o.A. im Nachlaß des Künstlers)

dem Rücken zum Betrachter nährend auf einem Drehstuhl sitzt.<sup>27</sup> Der Kunstkritiker Stephan Poglayen-Neuwall schrieb damals: „Der blutjunge, aus Oberösterreich stammende H. Ploberger, den die Schau bei Würthle als einen beachtenswerten Schößling jung-österreichischer Kunst bekannt macht, ist der einzige in diesem gemütlichkeitsduseligen Land, der sich mit Leib und Seele der ‚Neuen Sachlichkeit‘ verschrieben hat. Von besonderer Einprägsamkeit ist in der Erfassung der Materie die Wiedergabe seiner Stilleben. Man fühlt förmlich die Spröde des Linoleums, faßt nach den einzelnen Geräten. Jedes Ding hat seine plastische, dreidimensionale Eigenexistenz und doch greifen alle Objekte farbig und kompositionell ineinander. [...]“<sup>28</sup>

Ende Jänner 1927 nach Berlin übersiedelt, beteiligte sich Ploberger schon im März an der wichtigen Ausstellung *Die neue Sachlichkeit* in der Galerie Neumann-Nierendorf, gemeinsam mit Otto Dix, George Grosz, Alexander Kanoldt, Franz Radziwill, Christian Schad, Georg Schrimpf u. a. Auch dort konnte er das „Stilleben mit Tuch“ verkauft haben, denn er zeigte in dieser Schau neben dem bereits 1926 im Wiener Künstlerhaus ausgestellten Porträt „Neger im Frack, Öl 1926“ und einer

<sup>27</sup> Beide Gemälde sind auch in Klaus Schröder, *Neue Sachlichkeit. Österreich 1918-1938*, Katalog zur Ausstellung im Kunstforum Bank Austria 1995 und im Linzer Katalog von 2002 abgebildet.

<sup>28</sup> „Der Cicerone“, Jg. XIX 1927, Heft 3, S. 98 f.

„Tuschzeichnung“ zusätzlich ein „Stilleben, Öl 1926“, bei dem es sich eventuell um das besagte Werk gehandelt hat.<sup>29</sup> Im selben Jahr war sein Bild „Der Souffleur“ bei der *Herbstausstellung der Preußischen Akademie der Künste* in Berlin zu sehen. Auch dieses gilt heute als verschollen, wir kennen es nur in Form eines Zeitungsausschnittes in Plobergers Nachlaß. Georg Wacha erwähnte es in seinem Aufsatz von 1979. Der Souffleur ist aus der Unterbodenperspektive dargestellt, er sitzt auf einem Stuhl, der auf einem Stufenpodest steht, seine Stirne ist von den Bühnenbrettern verdeckt (Abb. 07). Das Gemälde ist ein reizvolles Gegenstück zu Ernst Thoms' Darstellung eines Dachbodens aus dem Jahr 1926, in dem der Blickpunkt genau umgekehrt ist. Eine offene Klappe gibt hier die Sicht auf die Dachbodenstiege nach unten frei, daneben steht ein leerer Stuhl.<sup>30</sup>



Abb. 08: Herbert Ploberger, *Der Besuch oder Der Morgenbesuch*, vor Mai 1928; zuletzt 1929 in der Weihnachtsausstellung im OÖ. Landesmuseum gezeigt; damals Privatbesitz Karl Maison, München (Foto im Nachlaß des Künstlers, Datierung tlw. beschnitten)

<sup>29</sup> Katalog Die neue Sachlichkeit, Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin, März/April 1927, Kat. Nrn. 51-53

<sup>30</sup> Abgebildet in: Wieland Schmied, *Neue Sachlichkeit und Magischer Realismus in Deutschland 1918-1933*, (Fackelträger: Hannover 1969), Abb. 76 und in: Sergius Michalski, *Neue Sachlichkeit. Malerei, Graphik und Photographie in Deutschland 1919-1933* (Taschen 2003), S. 137



Abb. 08a: Herbert Ploberger, Ausschnitt aus *Der Besuch* oder *Der Morgenbesuch* (abgedruckt in der „Bilderbeilage zum Allgemeinen Wegweiser“, Berlin, 2.1.1929)

1928 zeigte Ploberger das Gemälde „Der Besuch“ in der *Frühjahrsausstellung der Preussischen Akademie der Künste*.<sup>31</sup> Der Kunsthistoriker Willi Wolfradt fand die Schau „frischer und lebhafter denn je. [...] Hat man keinen geratenen Kokoschka, so zeige man ihn besser einmal gar nicht. Dagegen nun eine Menge des Positiven: [...] Herbert Plobergers in ihrer starren Schärfe situationell begründete Besuchsszene.“<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Katalog Frühjahrsausstellung Mai/Juni 1928, Preussische Akademie der Künste zu Berlin, Kat.Nr. 193

<sup>32</sup> „Der Cicerone“ Jg. XX 1928, Heft 12, S. 408

Von diesem Bild ist im Nachlaß ein Schwarzweiß-Foto erhalten. Ploberger sitzt in Mantel und Handschuhen, offensichtlich wartend, mit einer Zigarette im Mund hinter einer jungen Frau am Schminktisch, die sich, nur mit einem Spangenhemd bekleidet, zum Ausgehen zurechtmacht (Abb. 08). [Dieselbe Frau hat der Künstler in dem bereits erwähnten, 1928 entstandenen Ölbild „Vor dem Schaufenster“ abgebildet, das wie eine Fortsetzung der Besuchsszene wirkt: Ploberger hat seine Freundin anscheinend zum Einkaufen und Bummeln abgeholt.] Ein Ausschnitt des Besuchsbildes wurde im Jänner 1929 als Beispiel für ein neusachliches Porträt in der Bilderbeilage zum „Berliner Allgemeinen Wegweiser“ als „Selbstbildnis“ abgedruckt (Abb. 08a). Die Besuchsszene wurde als „Der Morgenbesuch, Privatbesitz Herr Karl Maison in München“ bei der Weihnachtsausstellung *Neuromantik und neue Sachlichkeit* 1929 in Linz gezeigt und illustrierte als „Morgenbesuch, Ölbild“ einen monographischen Beitrag, den Hermann Ubell im Jänner 1930 in „Bühne, Welt und Mode“, der Wochenbeilage der „Wiener Neuesten Nachrichten“, publizierte. Danach verliert sich ihre Spur.<sup>33</sup>



Abb. 03: Herbert Ploberger, *Stilleben mit Bonbons und Perlenkette*, 1928; zuletzt 1968 in der Galleria del Levante gezeigt (Foto im Nachlaß des Künstlers)

<sup>33</sup> Hermann Ubell, Herbert Ploberger, in: „Bühne, Welt und Mode“, Illustrierte Wochenbeilage der „Wiener Neuesten Nachrichten“, Nr. 2, 12. I. 1930, S. 14-17, hier S. 15

Ubell, von 1908 bis 1937 Direktor des OÖ. Landesmuseums, schreibt in diesem Aufsatz auch, daß Ploberger u. a. in der „großen deutschen Ausstellung in Düsseldorf“ Aufsehen erregt habe. Dessen Teilnahme an der Schau („*Deutsche Kunst Düsseldorf 1928*“) ist allerdings weder im Katalog noch in den Rezensionen oder im Archiv des Museums nachweisbar. Denkbar wäre, daß er zu spät eingereicht hat, um noch offiziell genannt werden zu können. Gesichert hingegen ist seine Teilnahme an der *Weihnachtsmesse junger Kunst*, die von der Berliner Galerie Wertheim im Jahr 1928 für „etwa fünfzig Aussteller, zumeist vollkommen unbekannte junge Menschen“ organisiert wurde. Willi Wolfradt, Kritiker des „Cicerone“, fand die Idee vom „modernen Betrieb des Warenhauses in Kunstdingen“ großartig und konstatierte „im Gegensatz zu der gähnenden Leere, die sonst in den Kunstsalons leider anzutreffen ist, ein unaufhörliches Hindurchströmen des Publikums.“<sup>34</sup> Er sprach von Ploberger als einer der „interessantesten Erscheinungen, die man im Auge behalten muß“ und bildete in seinem Artikel dessen „Stilleben mit Bonbons und Perlenkette“ von 1928 ab (Abb. 03). Es blieb unverkauft und wurde zusammen mit dem „Toilettentisch“ 1929 bei der *Frühjahrsausstellung Neue Sachlichkeit* im Stedelijk Museum in Amsterdam gezeigt, in der u.a. auch Werke von Christian Schad, Carl Grossberg und George Grosz erstmals gemeinsam in Holland vorgestellt wurden.<sup>35</sup> Die niederländische Kritik reagierte sehr interessiert und widmete den Gästen aus Deutschland viel Platz in ihren Rezensionen. „De Tijd“ bezeichnete Ploberger ob seiner Materialwiedergabe, Farbwahl und Komposition als „einen der besten deutschen Stillebenmaler, die hier ausstellen, [...] ein Künstler mit einer virtuosen Technik.“<sup>36</sup> Ein anderer Kritiker sprach von der „Genauigkeit der fotografischen Linse“.<sup>37</sup> Das „Stilleben mit Bonbons und Perlenkette“ illustrierte 1930, als „Stilleben mit Bonbons“ betitelt, Ubells bereits erwähnten monographischen Beitrag. Es blieb dann bis 1968 verschwunden, als es bei der Ausstellung *Aspetti della Nuova Oggettività. Aspekte der Neuen Sachlichkeit* in München und Rom wieder auftauchte, zufällig erneut in gemeinsamer Präsentation mit dem „Toilettentisch“.<sup>38</sup> Als verschollenes „Stilleben mit Perlenkette“ wurde es 1995 im Katalog der Wiener Ausstellung *Neue Sachlichkeit* und 2002 im Linzer Katalog abgebildet. Auch wenn wir seinen Besitzer nicht kennen, wissen wir zumindest, daß es den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden hat.

<sup>34</sup> „Der Cicerone“, Jg. XXI, Leipzig/Berlin, Jänner 1929, Heft 1, S. 28-29, hier S. 28. Die Idee einer Verkaufsmesse für Kunst war anscheinend neu, denn Wolfradt schreibt weiter: „Es kommt hier, alle Gleichgültigen eingerechnet, offensichtlich zu innigerer Berührung des Schaffens mit unvorbereiteten Betrachtern als irgend sonst im Ausstellungsleben. Wertheim sollte unbedingt den Versuch zur regelmäßigen Einrichtung erheben [...]“

<sup>35</sup> Katalog Frühjahrsausstellung Neue Sachlichkeit, Stedelijk Museum Amsterdam, 11.5.-10.6.1929, Kat. Nr. 15, Abb. S. 17: „Stilleben, Interieur“, 450 RM [=Stilleben mit Bonbons und Perlenkette], Kat. Nr. 16, Abb. S. 18: „Stilleben“, 400 RM [=Toilettentisch]

<sup>36</sup> „De Tijd“, Amsterdam, 3.6.1929 [Übersetzung durch die Autorin]

<sup>37</sup> „Nieuwe Rotterdamsche Courant“, 30.5.1929 [Übersetzung durch die Autorin]

<sup>38</sup> Katalog *Aspetti della Nuova Oggettività. Aspekte der Neuen Sachlichkeit*, Galleria del Levante, München und Rom, Juni -10.9.1968 (Centro Di: Firenze, 1968), Kat. Nr. D 85: „Stilleben, 1926“ [=„Stilleben mit Bonbons und Perlenkette“ v. 1928] u. Kat. Nr. D 86: „Stilleben, ca. 1926“ [=„Toilettentisch“ v. 1926]

Ende 1929 fand im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz die Weihnachtsausstellung *Neuromantik und neue Sachlichkeit in Oberösterreich* statt. Fast drei Jahre nach seiner Einzelausstellung in der Galerie Würthle war Ploberger nun wieder in Österreich präsent, diesmal zusammen mit Paul Ikrath und Franz Sedlacek. Neben zwanzig Tuschfeder- und Bleistiftzeichnungen, die er um je 100 Schilling anbot, zeigte er acht Ölgemälde, und zwar „Der Morgenbesuch, 1928 (Privatbesitz Herr Karl Maison in München)“, „Negerporträt, 1926“ (600 S), „Interieur“ (600 S), „Ananas-Stilleben (Besitz der öö. Landesgalerie Linz)“, „Weibliches Bildnis, 1926“ (400 S), „Auslage, 1929“ [heute „Vor dem Schaufenster“; bei der Jahreszahl handelt es sich um einen Druckfehler, das Bild ist mit 1928 datiert] und zwei „Stilleben, 1928“, alle zu 600 Schilling.<sup>39</sup> Die Zeitungen berichteten enthusiastisch über Ploberger, der „Welser Anzeiger“ widmete dem „Welser Kind“ eine vierspaltige Rezension auf der ersten Seite.<sup>40</sup> Sein Malerkollege Egon Hofmann lobte die „überzeugende Charakte-

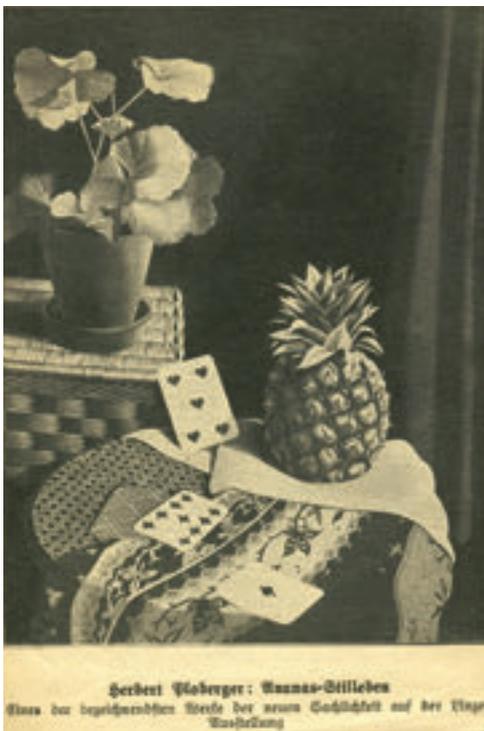


Abb. 14: Herbert Ploberger, *Stilleben mit Ananas*, undatiert, 1929 vom ÖÖ. Landesmuseum angekauft (abgedruckt in „Heimatland“ Nr. 52, Linz, 29.12.1929)

<sup>39</sup> Katalog Weihnachtsausstellung *Neuromantik und neue Sachlichkeit in Oberösterreich*, ÖÖ. Landesmuseum Linz, 24.11.-31.12.1929, Kat. Nrn. 21-42 und Kat. Nrn. 61-66

<sup>40</sup> „Welser Anzeiger“, 7.12.1929

ristik, wie sie sonst bei den Sachlichkeitsmenschen nur die Stilleben aufweisen“, der „delikatsten Komposition ‚Der Morgenbesuch‘“, und er pries die Farben des „Negerporträts“: „Pompejanisch-Rot als Hintergrund, der sonore Klang des schwarzen Smokings, neben dem der Kopf in braunen Farben fast hell erscheint, das Negroide ist durch ornamentale Flächen überzeugend charakterisiert; bewunderungswürdig, wie die leuchtend weiße, gestärkte Hemdbluse als grellster Fleck diese Einheit nicht zerreißt.“<sup>41</sup> (Abb. 05) Die Stilleben fanden große Beachtung, denn „so raffiniert naturwahr sind alle Gegenstände gemalt, daß sie fast wie plastische Gebilde aus der Fläche treten – und doch ist der Farbauftrag durchaus glatt.“<sup>42</sup> Die farbige Harmonie der „Auslage einer Parfümeriehandlung“ [= „Vor dem Schaufenster“], die „etwas zärtlich Verliebtes hat“, ließ Museumsdirektor Ubell an Mozart denken. „Unsäglich ist die Weichheit und Zärtlichkeit, mit der all diese femininen Dinge, wie Straußfedern, Stoffblumen und Puderdöschen geschildert sind. Es entsteht eine delikate Harmonie, wie sie in den zärtlichsten Bildern des Rokoko, etwa bei Watteau, erklingt.“<sup>43</sup> Vor allen anderen hatte der feinsinnige Ubell (1876-1947) Ploberger als Österreichs bedeutendsten Vertreter der Neuen Sachlichkeit eingeschätzt – und damit recht behalten.<sup>44</sup> Er war es auch, der das „Ananas-Stilleben“ und drei Zeichnungen für das OÖ. Landesmuseum ankaufte und den schon genannten ersten monographischen Beitrag über Ploberger verfaßte, der in „Bühne, Welt und Mode“ vom 12. Jänner 1930 erschien. Auf deren Titelseite ist das Dreiviertelporträt einer Dame en face mit Cape und großen Straß-Ohrringen abgebildet, das heute als verschollen gilt.<sup>45</sup> Ubell



Abb. 15: Herbert Ploberger, *Stilleben*, undatiert (abgedruckt in „Bühne, Welt und Mode“, Wien, 12.1.1930)

<sup>41</sup> „Oberösterreichische Tageszeitung“, 3.12.1929

<sup>42</sup> „Linzer Volksblatt“, 28.11.1929

<sup>43</sup> „Tages-Post“, 1.12.1929

<sup>44</sup> Ploberger ist seit der Wiederentdeckung der Neuen Sachlichkeit bei internationalen Ausstellungen dieser Kunstrichtung zumeist als einziger Österreicher vertreten.

<sup>45</sup> Es ist im Linzer Katalog 2002 als „Damenbildnis, 1926, verschollen“ abgebildet.

vierseitiger Beitrag ist u. a. auch mit einer als „Stilleben, Ölbild“ benannten Reproduktion illustriert: auf einem kleinen Tischchen mit offener Lade sind Früchte und ein Kübel arrangiert. Dieses Bild Plobergers ist nirgendwo sonst aufgelistet oder abgebildet und aus heutiger Sicht ebenfalls als „verschollen“ zu betrachten (Abb. 15).

Der damals siebenundzwanzigjährige Künstler konnte nicht ahnen, daß die Weihnachtsausstellung 1929 im ÖÖ. Landesmuseum trotz überwältigenden Erfolges die letzte große Präsentation seines neusachlichen Werkes zu Lebzeiten bleiben sollte. 1931 wurde er von Krackowizer und Berger als „Maler im Sinne der ‚neuen Sachlichkeit‘“ nachträglich in das „Biographische Lexikon des Landes Österreich ob der Enns“ aufgenommen. 1934 verlieh Hermann Ubell im Almanach „Kunst in Österreich“ seinem Bedauern Ausdruck, daß Ploberger, „der hochbegabte junge Künstler, durch szenische Aufträge [...] von seiner eigentlichen, mit so glänzendem Erfolg betretenen Laufbahn abgelenkt wurde“, denn er habe „im Programm der ‚Neuen Sachlichkeit‘ Stilleben und figurale Kompositionen geschaffen die, ob gemalt oder gezeichnet, den Rang einer Klassizität beanspruchen dürfen“.

Danach fiel Plobergers neusachliches Werk für Jahre nahezu dem Vergessen anheim. Nur dreimal noch wurden jeweils ein oder zwei Werke dieser Schaffensphase ausgestellt: 1961 im Haus am Waldsee in Berlin in der Schau *Neue Sachlichkeit* ein „Stilleben, um 1925, Öl (Privatbesitz Dr. Käte Gläser, Berlin)“,<sup>46</sup> 1968, wie bereits erwähnt, in München und Rom unter dem Titel *Aspetti della Nuova Oggettività. Aspekte der Neuen Sachlichkeit* die beiden Stilleben „mit Bonbons und Perlenkette, 1928“ und „Toilettentisch, 1926“, schließlich 1971 im Württembergischen Kunstverein Stuttgart in *Realismus zwischen Revolution und Machtergreifung 1919-1933* das „Stilleben mit Ananas“, welches 1975 von der Österreichischen Galerie Belvedere erworben werden sollte.

Die Retrospektive anlässlich seines 75. Geburtstages im Linzer Nordico erlebte der bereits von schwerer Krankheit Gezeichnete nicht mehr, von München aus wirkte er aber noch an deren Vorbereitung mit. Herbert Ploberger verstarb am 22. Jänner 1977 und wurde in der Familiengruft neben dem Haupteingang des Welsler Friedhofes zur letzten Ruhe gebettet.

In der Folge wurden zwar fallweise Ausstellungen mit dem „Ananasstilleben“ aus dem Belvedere oder dem „Toilettentisch“ beschickt, die „Renaissance“ seines neusachlichen Schaffens setzte aber erst mit der Neubewertung der Malerei der Zwanziger Jahre ein. Seit der Schau *Neue Sachlichkeit. Österreich 1918-1938* im Kunstforum Bank Austria in Wien 1995 fehlt Ploberger in keiner wichtigen Ausstellung über den Realismus der Zwischenkriegszeit. Vor allem den „Toilettentisch“ kann man aufgrund seiner häufigen Präsenz bereits als Ikone der neusachlichen [oder

---

<sup>46</sup> Katalog *Neue Sachlichkeit* (Berliner Festwochen 1961), Berlin, Haus am Waldsee, 26.9.-29.10.1961, Kat. Nr. 66; Größe und Provenienz des Bildes stimmen mit dem Titelbild des Nordico-Kataloges von 1977 überein. Wacha gibt dort an, es sei von Käte Gläser an ihren Sohn „Dr. Ludwig Glaeser, Kurator am Museum of Modern Art in New York“ weitergegeben worden und mit „Ploberger 1928“ datiert. 1995 ist dasselbe Bild als „Stilleben mit Flasche, 1928, Galerie Berinson, Berlin“ im Wiener Katalog *Neue Sachlichkeit* abgebildet. Mit derselben Bezeichnung wurde es 2002 wieder als Titelbild (wie schon 1977) für den Nordico-Katalog verwendet.



Abb. 13: Herbert Ploberger, Foto im Nachlaß, vom Künstler mit „Berlin 1928“ datiert

auch magisch-realistischen] Bildfindung bezeichnen.<sup>47</sup> Seine Werke werden zudem gerne als Titelbilder für Ausstellungskataloge verwendet: „Vor dem Schaufenster“ ziert sowohl die Vorderseite des Kataloges *Die Ordnung der Dinge. Neue Sachlichkeit in Oberösterreich* (Landesgalerie Linz 2005) als auch die Hinterseite des Kataloges *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930* (Wien-Museum im Künstlerhaus 2009); das „Selbstbildnis mit ophthalmologischen Lehrmodellen“, früher „Porträt eines Augenarztes“, ist das Titelbild des Kataloges zur Ausstellung *Wien-Berlin. Kunst zweier Metropolen*, die von Oktober 2013 bis Jänner 2014 in der Berlinischen Galerie und von Februar bis Mitte Juni 2014 in der Österreichischen Galerie Belvedere lief (Abb. 12).

#### Nachwort.

Es wurde hier ausschließlich den Spuren von Plobergers neusachlichen Ölgemälden nachgegangen. Seine Zeichenkunst, welche die Kritiker sowohl an italie-

<sup>47</sup> Die Begrifflichkeit stellt sich ein wenig verwirrend dar. Ursprünglich meinte das von Gustav Friedrich Hartlaub und Franz Roh 1925 eingeführte Begriffspaar „Neue Sachlichkeit“ und „Magischer Realismus“ ein und dieselbe Kunstrichtung, wobei Hartlaub einen neoklassizistischen und einen veristischen Flügel unterschied. Inzwischen haben sich die Bezeichnungen „Realismus der Zwanziger Jahre“ und „Neue Sachlichkeit“ als austauschbare Überbegriffe durchgesetzt, wobei die sozialkritische Malerei (allen voran Otto Dix und George Grosz) oft als „Verismus“ und die eher „idyllische“ als „Magischer Realismus“ bezeichnet wird.

nische Renaissancekünstler<sup>48</sup> als auch an Olaf Gulbransson<sup>49</sup> erinnerte, ist ein Feld für sich. Ploberger beschäftigte sich auch dort neben dem Porträt einerseits mit alltäglichen Dingen, zum anderen mit seiner Rolle als Mann, Liebhaber und Künstler. Museumsdirektor Ubell hob diese Arbeiten seinerzeit als die „vielleicht schönsten“ hervor, „die heute in Deutschland gemacht werden“.<sup>50</sup> Plobergers Umrisszeichnungen „gemahnen in der Sensibilität des Konturs an die wunderbaren Zeichnungen Gustav Klimts, nur daß sie, dem Geist der ‚Neuen Sachlichkeit‘ entsprechend, viel gebundener und strenger sind.“<sup>51</sup> Außer wenigen kostbaren Blättern im Welser Stadtmuseum und im OÖ. Landesmuseum sind auch diese Zeugnisse der Neuen Sachlichkeit bis auf ein paar Reproduktionen vorläufig verschollen, hoffentlich aber nicht samt und sonders verloren gegangen.

Ein weiteres Kapitel sind die Zeichnungen und Temperabilder, die Ploberger unter dem Eindruck der zerstörten, brennenden Metropole Berlin ab 1943 schuf. Als Antikriegsbilder gefeiert und von Egon Hofmann flammend besprochen,<sup>52</sup> wurden sie 1946 in der Antifaschistischen Ausstellung *Niemals vergessen!* im Wiener Künstlerhaus, 1948 in der Neuen Galerie der Stadt Linz und 1949 im Kulturamt der Stadt Wien präsentiert. 1964 konnte Ploberger fünf davon an das Museum der Stadt München verkaufen. Posthum wurden sie 1977 im Linzer Stadtmuseum Nordico, 1978 in der Akademie der Künste Berlin und 1996 in der Museumsakademie Berlin gezeigt. 1977 kaufte das Lenbachhaus in München eines der Kriegsbilder, ein weiteres ging 1979 als Schenkung an das Nordico. 2009 kam ein großes Konvolut aus dem Besitz der Berliner Galerie Berinson bei einer Auktion der klassischen Moderne im Wiener Palais Kinsky zur Versteigerung. Von den einundfünfzig angebotenen Werken wurden siebzehn verkauft.<sup>53</sup>

Herbert Ploberger war von seltener Flexibilität und Wandlungsfähigkeit. Unmittelbar nach dem Studium der angewandten Malerei entwickelte er sich innerhalb eines Jahres zum bildenden Künstler. Auch wenn er an der Kunstgewerbeschule keine stilistischen Einflüsse aufgenommen hatte, scheint ihn doch die Gleichwertigkeit zwischen der angewandten und der bildenden Kunst, welche dort postuliert wurde, geprägt zu haben. Um in Berlin überleben zu können, hätte er sich allerdings bei der finanzkräftigen Gesellschaft als Porträtmaler anbieten müssen, was seinem Naturell widersprach. Er lernte daher bei den Professoren Ernst Stern und Ludwig Kainer das Handwerk der Kulissenmalerei und assistierte ihnen bei der Ausstattung großer Revuen und Filme. Von da war es nur ein kleiner Schritt zur Selbständigkeit. Als Film- und Bühnenbildner schuf Ploberger im Laufe von fünfzig Berufsjahren

---

<sup>48</sup> „Linzer Volksblatt“, 28.11.1929

<sup>49</sup> „Welser Anzeiger“, 7.12.1929

<sup>50</sup> Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines, 83. Bd., Linz 1930, S. 14 u. 15

<sup>51</sup> „Tages-Post“, 1.12.1929

<sup>52</sup> Egon Hofmann, Krieg und Zerstörung in der Kunst, in: „Kunst und Aufbau“. Zeitschrift für Wirtschaft und Kultur, Heft 2, Februar 1946, S. 15-20; „Oberösterreichische Nachrichten“, 27.4.1948

<sup>53</sup> Die Zeichnungen wurden um je 500 € verkauft, die Tempera-Arbeiten brachten zwischen 2.000 und 13.000 €.

nicht minder Hervorragendes, so vor allem Tausende Kostümentwürfe, die Publikum und Fachwelt begeisterten. Auch davon ist nur ein verschwindend geringer Teil erhalten.

Plobergers Film- und Theaterschaffen muß erst vollständig dokumentiert werden, womit die Autorin im Rahmen einer Dissertation beschäftigt ist. Ein Teilbereich daraus wurde – erstmals – in dem Beitrag „Herbert Ploberger. Eine Spurensuche an Österreichs Bühnen“ behandelt, erschienen in Heft 1/2-2007 der „ÖÖ. Heimatblätter“.

# Lücken im Familienstammbaum des Dichters geschlossen Nachfahren Franz Stelzhamers in Chile eruiert

Von Freimut Rosenauer\*

**S**ystematische, vom Verfasser seit geraumer Zeit auch auf internationaler Ebene betriebene Recherchen zum letzten Lebensabschnitt des Stelzhamer-Enkels Lucian<sup>1</sup> in Südamerika haben mittlerweile, zusammen mit einer Portion Forscherglück, neue und bisher unbekannte, den Familienstammbaum weiter präzisierende Details ans Licht gefördert.

Wie jetzt feststeht, hatte Lucian Stelzhamer, Anfang der 1930er-Jahre unter nicht näher geklärten Umständen



Enkel Lucian, um 1925.



Lucians einstige Lebensgefährtin Maria dell Aguila (\* 15. März 1905, † 27. Mai 1976) mit Tochter Edith Patricia, fotografiert in den 50er-Jahren. Die chilenische Stelzhamer-Urenkelin verstarb am 13. Dezember 2013 unerwartet an den Folgen eines Schlaganfalls.

\* Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer.

<sup>1</sup> Geb. 1903 als Sohn von Josephus Luzian Stelzhamer, der des Dichters zweiter Ehe (mit Therese Böhm-Pammer) entstammte.

als Matrose in die chilenische Hauptstadt Santiago gekommen, dort eine befristete Verbindung mit der italienischen Immigrantentochter, Zimmervermieterin, Musikerin und Schauspielerin Maria dell Aguila; da die Partnerschaft nicht legalisiert war, erhielt das gemeinsame Kind, die am 13. November 1932 geborene Edith Patricia dell Aguila († Dezember 2013), den Familiennamen der Mutter und ist deshalb bei der offiziellen Suche nach Stelzhamer-Abkömmlingen in Chile stets unauffindbar geblieben. Zu verdanken sind diese Aufschlüsse der Lehrerin Gabriela Augusta Lopez dell Aguila aus Santiago, die sich, auf den vom Verfasser vorübergehend ins Web-Netz eingespeisten Stelzhamer'schen Familienstammbaum eher durch Zufall gestoßen, angesichts der darin entdeckten, eindeutigen Indizien und Bezüge Ende 2013 via Internet als Tochter Edith Patricias und somit Enkelin Lucians vorstellte.

Im Verlauf der sofort aufgenommenen E-Mail-Korrespondenz schrieb Gabriela<sup>2</sup> (\* 21. Februar 1952) unter anderem sinngemäß: Es ist uns [= mir und meinen drei Brüdern, Anm. d. Red.] *eine große Ehre, Nachfahren Franz Stelzhamers zu sein. Ich werde alle verfügbaren Informationen einholen, um dessen bedeutendes Werk in Zukunft persönlich kennenzulernen.* Die Brüder eingerechnet, leben somit in Chile bestätigtermaßen insgesamt vier Enkel Lucians und somit ebenso viele Ururenkel des oberösterreichischen Heimatdichters.

Wie in Folge 1/2-2004 der Oö. Heimatblätter kursorisch berichtet, verlief das Leben von Enkel Lucian (\* 23. Jänner 1903 in Linz/Urfahr) turbulent und abenteuerlich. Nach Absolvierung der Kadetten- bzw. Militärunterrealschule in Enns

soll er sich 1919 unter die Kärntner Freiheitskämpfer gemischt haben, dann zog es ihn in die Räterepublik Ungarn, wo er in den Wirren der Kämpfe zwischen Horthy und dem kommunistischen Revolutionär Bela Kun angeblich an der Kaperung eines gepanzerten Donaumonitors beteiligt war. Anschließend in Linz eine Zeitlang Beamter und u. a. Schiffswerft-Sekretär, heiratete der 25-Jährige im Februar 1928 die Offizierstochter Anna Eder-Wirobisch. Aus der bald geschiedenen Ehe wurde im Mai 1928 Urenkel Lucian geboren (später Sachbearbeiter bei Semperit, Traiskirchen, † 24. Oktober 1990). Vermutlich 1929 wechselte Lucian – über Vermittlung der Schillerstiftung – in die Dienste des Bremer Lloyd, befuhr als Matrose die Weltmeere und dürfte irgendwann eingangs der 1930er Jahre im Hafen von Valparaiso, ca. 160 Kilometer südwestlich der chilenischen Hauptstadt, dem Seemannsdasein den Rücken gekehrt haben – von da an verlor sich jedenfalls seine, inzwischen wieder zu Teilen ans Licht gehobene, Spur.

Ein letztes Lebenszeichen Lucians erreichte die österreichischen Behörden 1934/35 aus Santiago, und zwar in Form einer schriftlichen Heiratspapieranforderung. Ob sich der ab 1938 amtlich als „verschollen“ Geführte in Südamerika tatsächlich nochmals vermählte bzw. eine Eheschließung (vielleicht mit Maria dell Aguila) vorhatte, ist unklar. Sein letzter Aufenthaltsort geht aus der

---

<sup>2</sup> Von ihr dem Verf. zugeleitetes Belegmaterial dokumentiert das Verwandtschaftsverhältnis zweifelsfrei. Wie Gabriela Augusta ankündigte, will sie sich im bevorstehenden Ruhestand der weiteren Erforschung der chilenischen Lebensgeschichte ihres Großvaters intensiv und ausführlich widmen.



*Die vier chilenischen Ururenkel des öö. Heimatdichters in einer Aufnahme jüngsten Datums: Gabriela Augusta und ihre drei Brüder, v. l. Aquiles Patricio, Marco Aurelio und Gerardo Hugo Lopez dell Aguila.*

Todesmeldung hervor: 1947 gab die österreichische Botschaft/Santiago den Angehörigen Nachricht, dass Lucian im selben Jahr in der südchilenischen Stadt Valdivia an den Folgen einer Lungenentzündung verstorben sei. Offenbar wurde er in dieser Stadt auch beigesetzt, endgültige Gewissheit besteht darüber ebenfalls nicht.

Auch für Lucians Bruder, Enkel Franz Stelzhamer, waren Chile bzw. Santiago mehrere Jahre hindurch Lebensmittelpunkt gewesen; von 1954 bis 1959 führte er dort die Kühlschranksfabrik seines Neffen 2. Grades, Ing. Julian Jezierski, als kaufmännischer Leiter. Kontakt zu einer, vage vermuteten, Familie des Bruders

ergab sich für ihn und seine Frau Hertha in Chile nicht.<sup>3</sup> (Geboren am 2. Dezem-

<sup>3</sup> Hertha Stelzhamer, jetzt lebend in Eugendorf bei Salzburg, entsinnt sich allerdings, in Santiago 1959 zusammen mit ihrem Mann „einmal Besuch von einer fremden, jungen schwarzhaarigen Frau in Begleitung dreier Kinder“ erhalten zu haben, die sich auf Spanisch und „kaum verstehbar“ bemühte, „uns etwas von einer Beziehung zu Lucian auseinanderzusetzen“. (Der nunmehr erwiesenen Faktenlage nach handelte es sich bei dieser Frau um Lucians Tochter Edith Patricia dell Aguila, deren viertes Kind damals noch nicht geboren war). Wegen der sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten und der kurz darauf erfolgten Rückkehr der Stelzhamers nach Österreich ist es, so Hertha, zu einer Fortsetzung des Kontakts dann nicht mehr gekommen.



*Die Brüder Lucian und Franz Stelzhamer (links) gemeinsam auf einem Jugendfoto. Beide Stelzhamer-Enkel hatten, zeitversetzt und unter divergenten Umständen, Jahre ihres Lebens in Chile verbracht.*

ber 1900 in Wien, hatte Franz nach dem Linzer Realgymnasium, wie Lucian, eine Militärkadettenschule absolviert, und zwar diejenige am Hradschin in Prag. Anschließend Schauspieler in Innsbruck sowie Mitglied des Tiroler Volkstheaters Klingenschmid und der Exl-Bühne, war er vor seiner Zeit in Südamerika u. a. Leiter der Volkskreditbank Ostermiething. Wieder in Österreich, betrieb Franz mit Gemahlin Hertha die neu geschaffene Kuranstalt „Stelzhamer“ in Bad Gastein, wo er am 17. Dezember 1985 verstarb).<sup>4</sup>

In Österreich gibt es derzeit noch zwei Stelzhamer'sche Verwandtschaftslinien:

1. Helga Stelzhamer, Pichling bei Linz (Linie Enkel Franz).
2. Hildegard Stelzhamer, verh. Pfeiffer, aus Wienersdorf, Traiskirchen; Kinder Daniela und Thomas (Linie Enkel Lucian).

Näheres auch dazu in der Beilage des Buches „Gedichte aus dem Innviertel“, Hammerer Verlag, Ried im Innkreis.

---

<sup>4</sup> Kerndaten zu den Biografien der Enkel Lucian und Franz sind z. T. den Angaben von Franz Janiczek im Salzburger Kalender 1982 und in den Salzburger Nachrichten vom 29. November 1982 entnommen.



# Aufstieg und Niedergang im Zeitraffer: Die kurze Geschichte der Ton- und Porzellanwarenfabrik Kunz/Neuhofen a. d. Krems

Von Stephan Guld

Mit renommierter Erzeugungspalette und Exportbeziehungen über Heimatgrenzen hinaus hatte sie sich im nachkriegszeitlichen Neuhofen ab den frühen 1950er-Jahren binnen Kürze zu einem lokalen öö. Paradeunternehmen entwickelt, um nach steilem Aufstieg durch innere wie äußere Widrigkeiten ebenso rasch ins endgültige „Aus“ zu schlittern. Anfänge, Blüte und Niedergang der Ton- und Porzellanwarenfabrik Kunz seien nachfolgend zusammen mit der ungewöhnlichen Biographie ihres Gründers und Besitzers kursorisch ins Gedächtnis gerufen.

Otto Kunz wurde am 10. August 1898 in Steinhaus bei Wels geboren, wo sein Vater in einer Ziegelei beschäftigt war. Später betrieb der Vater etliche Ziegelwerke in Slowenien und Kroatien (damals zum Königreich Ungarn gehörig), und so ging Otto in Ungarn zur Schule. Er besuchte die Höhere Technische Lehranstalt für Elektrotechnik und maturierte in ungarischer Sprache. Nach dem ersten Weltkrieg war Otto Kunz als junger Ingenieur an der Elektrifizierung Ungarns beteiligt und zog dann mit den Eltern in die Tschechoslowakei, wo er ein Wanderkino betrieb. 1944 kehrte er als Staatenloser nach Österreich zurück, lebte zuerst in Bad Ischl und kam 1945 ins Kremstal nach Neuhofen.

Dort lebte er in der Barackensiedlung, die 1944 von den damaligen Her-

mann-Göring-Werken in Bahnhofsnähe als behelfsmäßige Bleibe für im Werk beschäftigte Arbeiter errichtet worden war. Die Häuschen hatten zwar die Form von Baracken, bestanden aber jeweils aus einem Betongerippe, das man mit gepressten Schlackenplatten ausgemauert hatte. Noch heute ist die Urform an einigen Objekten erkennbar. Jedes Heim besaß vier Wohneinheiten zu je 24 Quadratmetern. Nach Kriegsende ging die Siedlung in den Besitz der VÖEST über, in den zum Teil leerstehenden Domizilen wurden Heimatvertriebene einquartiert.

Unter der Bewohnerschaft befanden sich auch Facharbeiter für Porzellanherstellung, und so begann Otto Kunz mit deren Unterstützung in einer der Baracken Ton- und Porzellangeschirr sowie Steingut zu produzieren. Zunächst wurde auch versucht, Kunsthandwerk aus Ton (zum Beispiel Plastiken in Form von Halbreiefs als Wanddekor) herzustellen. Der Autor selbst entsinnt sich, hier 1947 für seine Mama zum Muttertag ein einfaches Kaffeehäferl aus Steingut ohne Marke und Dekor erstanden zu haben.\*

---

\* Als Schulbuben konnten wir hier einmal durch ein Barackenfenster eine Künstlerin beim Modellieren eines liegenden Löwen mit wallender Mähne beobachten, was uns alle sehr beeindruckt hat.



*Blick auf die Betriebsanlage mit den beiden Schornsteinen.*

Im Mai 1946 genehmigte die öö. Landeshauptmannschaft Ing. Kunz – das unternehmerische Talent hatte ihm offensichtlich der Vater vererbt – die fabrikmäßige Erzeugung und den Vertrieb von Ton- und Porzellanwaren aller Art.

Bald entsprach die Baracke als Produktionsstätte sicherheits- und raumtechnisch nicht mehr den Anforderungen. Kunz errichtete daher 1951 mithilfe von ERP-Mitteln (offiziell „European Recovery Program“, Wirtschaftshilfe nach dem Marshallplan) gleichfalls in Bahnhofsnähe ein eigenes Fabrikgebäude mit zwei ca. 18 Meter hohen Schloten. Die beiden zugehörigen Brennöfen wurden von zwei Heizern mit Braun- und Steinkohle befeuert.

Ausgangsmaterialien für die Porzellanerzeugung, waren – wie üblich – Kaolin (Porzellanton), Feldspat und Quarz. Je nach Verwendungszweck wurde die Porzellanmasse kompakt und schmiegsam

oder flüssig nach einem bestimmten Mischungsverhältnis vorbereitet. Teller, Tassen, Kaffeehägerl etc. stellte man auf Drehautomaten her. Die schmiegsame Porzellanmasse wurde auf eine Gipsform gestülpt, die Unterseite des Tellers und Tellerfußes, so auch die Tasse, abgedreht. Die flüssige Porzellanmasse für Vasen und Kannen oder diverse Henkel goss man in Gipsformen. Nach einer gewissen Ruhezeit wurden die Formen geöffnet und die Teile zur Trocknung entnommen. Mit flüssiger Porzellanmasse wurden die Henkel angeklebt und das Rohgeschirr im Brennofen bei bis zu 700 Grad Hitze gebrannt, abgekühlt, glasiert und hernach erneut gebrannt, diesmal aber bei etwa 1400 Grad. Vor dem zweiten Brand dekorierte man die Stücke mit Stempeln sowie Abziehbildern und bemalte die Goldränder händisch.

Zwei Jahre darauf, 1953, lief die serienmäßige Fertigung von Ton- und



*Die Kunz'sche Firmenmarke.*



*Als Produktionsverantwortlicher hatte er am Aufstieg des Unternehmens wesentlichen Anteil: Porzellanmeister Jakob Bend (rechts).*



*Betriebsweihnachtsfeier 1953.*



*Kunz'sche Markenware.*

Porzellanwaren als Gebrauchsgeschirr an. Hergestellt wurden Teller aller Art, Kaffee- und Teeservices, Aschenbecher oder Blumenvasen in verschiedenen Dimensionen.

Der in den Nachkriegsjahren sprunghaft gestiegene Bedarf an Geschirr sorgte für schwungvollen Absatz, Handelsreisende vertrieben die Erzeugnisse in ganz Österreich, aber auch der Export war anfangs von Bedeutung. Zeitweise beschäftigte die Firma bis zu 70 Arbeiterinnen und Arbeiter, dazu noch an die 15 Lehrlinge, (Porzellanmaler, Modelleure, Porzellandreher u. ä.). Das Foto von der Betriebsweihnachtsfeier 1953 dokumentiert die respektable Belegschaftsgröße.

Innerhalb weniger Jahre hatte sich die Marke „Kunz“ aus Neuhofen an der Krems einen guten Ruf erworben und wurde später sogar ins Nachschlagewerk „Handbuch des Europäischen Porzellans“ (Ludwig Danckert, Prestel Verlag München, vierte Auflage 1978) als eigene Artikelgruppe aufgenommen.

Bereits eingangs der 60er-Jahre begannen über der Fabrik jedoch bedrohliche Schatten aufzuziehen. Nach einem Schlaganfall (1959) vollzog sich bei Ing. Otto Kunz eine gravierende Wesensänderung; er wurde starrsinnig, unkooperativ, neigte zu Jähzorn und legte sich mit allen Menschen in der Umgebung an, was natürlich Auswirkungen auf das Betriebsklima hatte. Unter anderem verlor Kunz seinen Porzellanmeister, der

nach Wilhelmsburg/Niederösterreich abwanderte. Neben diesen internen Schwierigkeiten machte sich die Konkurrenz aus China und der damaligen Tschechoslowakei massiv bemerkbar. Die Firma geriet finanziell alarmierend ins Schlingern. Der Versuch, mit der Erzeugung von Devotionalien für Wallfahrtsorte und sonstigen Souvenirs wie Aschenbechern oder Wandtellern über Wasser zu bleiben, misslang, und so kam es 1965 nach dem Tod des Firmenchefs zur Einstellung der Produktion und zur Auflösung des so hoffnungsvoll gestarteten Unternehmens. Noch im selben Jahr wurden Firmenareal und Betriebsgebäude verkauft, die Kamine abgetragen. Heute ist am Standort der Ton- und Porzellanwarenfabrik Kunz eine Kunststofffirma etabliert.

Die Volkskundeabteilung der OÖ. Landesmuseen plant im Zusammenwirken mit der Heimatstube Neuhofen eine umfangreiche Dokumentation der knapp 20jährigen Kunz'schen Firmengeschichte sowie des unternehmenseigenen Fertigungsprogramms. Besitzer solcher Markenprodukte sind eingeladen bzw. gebeten, Objekte für Fotografierzwecke beizustellen oder sie der genannten Abteilung im Spendenweg zu überlassen. Kontakt: Dr. Andrea Euler, Schlossmuseum, Schlossberg 2, 4010 Linz, (0732) 77 44 19 DW 20, oder Stephan Guld, Heimatstube Neuhofen, Brauhausberg 7, 4501 Neuhofen a. d. Krems.



# Der rätselhafte Gedenkstein im Eidenberger Wald: Protokoll einer Spurensuche

Von Thomas Schwierz

## Auffindung

Als im November 2013 bei Holzarbeiten in der Mühlviertler Ortschaft Kammerschlag, Gemeinde Eidenberg, auf einem Waldhang in der Zaunerleiten von einem Felsblock Moos abgestreift wurde, kamen darunter eigenartige Zeichen zum Vorschein. Die völlige Entfer-

nung des Bewuchses gab diese seltsame, eingemeißelte Inschrift frei:<sup>1</sup>

J + R  
5 M 1897 E  
29 A 1917  
K Mo  
A 30 R



*Der Gesteinsblock in Kammerschlag mit den eingemeißelten Zeichen.*

*Foto: Schwierz*

<sup>1</sup> Mitteilung von Franz Peil, vulgo Kramer, Lichtenberg, vom 5. 2. 2014.

Oberhalb entdeckte man, umrisshaft und stark verwittert, die eingehauene Abbildung eines „Eisernen Kreuzes“ – des bekannten deutschen Kriegesordens.

## Entschlüsselung

Bei der Entschlüsselung des Epigramms war davon auszugehen, dass die Buchstaben jeweils Initialen und die Ziffern kalendarische Daten repräsentieren. Eine Durchsicht der Gramastettener Taufmatrikeln brachte prompt den ersten Treffer: Die Lettern „J + R“ konnten Johannes Reingruber zugeordnet werden, geboren am 5. Mai 1897 auf dem Spielberggütl in Kammerschlag.<sup>2</sup> Damit wurde auch das „E“ als für Eidenberg stehend interpretierbar.

Die Elemente zu des Rätsels vollständiger Lösung ergaben sich aus Johannes Reingrubers kurzem Lebenslauf: Von Beruf Knecht, hatte er am 29. August 1917 an der Isonzofront den Soldatentod erlitten und auf dem Kriegerfriedhof in Mohorini, im ehemaligen Österreichischen Küstenland, die letzte Ruhestätte gefunden.<sup>3</sup> Das „K“ auf dem Felsblock war also offenbar für dieses Küstenland, das „Mo“ für Mohorini eingemeißelt worden. Das Dechiffrieren der Zeichenfolge „A 30 R“ erforderte noch einmal Spürsinn. Resultat: Die Schlusszeile weist mit hoher Sicherheit Johannes' jüngsten Bruder Alois Reingruber (\* 2. Juni 1907, † 1968) als Urheber der Inschrift – und das Jahr 1930 als Zeitraum ihrer Anbringung aus.

## Eltern und Familie

Vater Leopold Reingruber (\*16. 10. 1853), Sohn des Philipp Reingruber,



Bauer vom Scheibenreifgut in Anger/Gramastetten, erstand das Spielberggütl in Kammerschlag von Vorbesitzer Johann Brunner<sup>4</sup> am 28. Juli 1895, wenige Wochen nach seiner Verhehlung mit Maria Eder, Tochter des Mathias Eder vom Himmelmairgut in Hals/Gramastetten. Nach Johannes gebar Maria 1899 als zweites und vorletztes Kind einen Leopold, der aber den Kontakt zur Familie bald verlor. Über seinen Werdegang weiß man nahezu nichts.

<sup>2</sup> Taufbuch der Pfarre Gramastetten, 1897. Die Taufe spendete P. Gabriel Fazeny, damals Pfarr-Expositus in Eidenberg.

<sup>3</sup> ÖStA, Kriegsarchiv: Grundbuchblatt „Oberösterreich“ (Karton 4241), Toten-Kartei des 1. Weltkrieges (Karton Nr. 755).

<sup>4</sup> BG Urfahr, Grundbuch BG Ottensheim, KG Eidenberg, EZ 79 (Hinweis auf das alte Grundbuch: Wildberg ES 19 und Wilhering tom II, fol. 158 u. 214).

## Für besondere Tapferkeit posthum ausgezeichnet

Johannes Reingruber war am 15. Oktober 1915 achtzehnjährig zum kk. Landwehr-Infanterieregiment „Linz“ Nr. 2 eingezogen worden,<sup>5</sup> dessen Wahlspruch „Für Gott, Kaiser und Oberösterreich“ lautete. (Das Kasernengebäude in der Derflingerstraße<sup>6</sup> mit den heutigen Hausnummern 8, 8a, 8b wurde im Oktober 2009 unter Denkmalschutz gestellt).<sup>7</sup>

Die von Kaiser Karl I. Anfang 1917 in „Schützenregiment“ umbenannte<sup>8</sup> Einheit kämpfte zunächst an der Ostfront und wurde im Mai 1915 an den italienischen Kriegsschauplatz verlegt, wo sie hauptsächlich Abwehroperationen mitzubestreiten hatte. Mit Beginn der russischen Brussilow-Offensive im Juni 1916 für drei Wochen zur Verstärkung nach Ostgalizien abkommandiert, kam sie ab der zweiten Augushälfte gleichen Jahres wieder auf italienischem Boden zum Einsatz. In der 9. Isonzoschlacht östlich von Görz (Oktober-November 1916) führte das Linzer Regiment nach einem Durchbruch der Italiener bei Lokvica einen massiven Gegenangriff und konnte etwa 2000 Gefangene einbringen. Während der 10. Isonzoschlacht verteidigte es den Nordhang der Anhöhe Fajti Hrib und konnte am 23. Mai 1917 einen starken Angriff unter schweren generischen Verlusten abweisen. Die 11. Isonzoschlacht<sup>9</sup> mit 20.000 Toten allein auf der Seite Österreich-Ungarns wurde dem jungen Mühlviertler Landsturmschützen am 29. August zum Schicksal: der 6. Regimentskompanie zugeteilt, fiel Johannes südlich von Osseny im feindlichen Maschinengewehrfeuer.

Nach der Beisetzung auf dem Heldenfriedhof Mohorini bei Görz (Grab

Nr. 795) verlieh man dem Zwanzigjährigen am 11. September 1917 in Anerkennung seiner „tapferen Haltung vor dem Feinde“ posthum die Große Silberne Tapferkeitsmedaille I. Klasse,<sup>10</sup> eine der höchsten militärischen Auszeichnungen des Habsburger Kaiserreiches.

Als Gebiet der k.k. Monarchie ist das Österreichische Küstenland auf der Karte links violett markiert, die Stadt Görz, hier als „Goritz“ verzeichnet, liegt in der Mitte der Nordhälfte. Heute gehört der nördliche Teil des Küstenlandes zu Slowenien, der südliche zu Kroatien und der westliche zu Italien.

## Des Urhebers seltsames Ende

Johannes Reingruber – sein Name findet sich auf der Kriegergedenktafel in Gramastetten unter „Ortschaft Kamerschlag“ – und den am elterlichen Hof aufgewachsenen Alois hatte höchstwahrscheinlich ein besonderes Naheverhältnis verbunden. Vater Leopold, gestorben 1944, galt als schwierige, un-

<sup>5</sup> ÖStA, Kriegsarchiv: Grundbuchblatt „Oberösterreich“ (Karton 4241), Toten-Kartei des 1. Weltkrieges (Karton Nr. 755).

<sup>6</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/K.k.\\_Landwehrinfanterieregiment\\_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C\\_Nr.\\_2](http://de.wikipedia.org/wiki/K.k._Landwehrinfanterieregiment_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C_Nr._2); 6. 2. 2014.

<sup>7</sup> <http://www.linz.at/archiv/denkmal/default.asp?action=denkmaldetail&id=1859>; 6. 2. 2014.

<sup>8</sup> Mit dieser allgemein erfolgten Umbenennung verband sich die Absicht zur Aufwertung der oft als „zweitklassig“ angesehenen Landwehrinfanterieregimenter. [http://de.wikipedia.org/wiki/K.k.\\_Landwehrinfanterieregiment\\_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C\\_Nr.\\_2](http://de.wikipedia.org/wiki/K.k._Landwehrinfanterieregiment_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C_Nr._2); 6. 2. 2014.

<sup>9</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/K.k.\\_Landwehrinfanterieregiment\\_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C\\_Nr.\\_2](http://de.wikipedia.org/wiki/K.k._Landwehrinfanterieregiment_%E2%80%9ELinz%E2%80%9C_Nr._2); 6. 2. 2014.

<sup>10</sup> ÖStA, Kriegsarchiv: Grundbuchblatt „Oberösterreich“ (Karton 4241), Toten-Kartei des 1. Weltkrieges (Karton Nr. 755).



*Der Kriegerfriedhof in Mohorini bei Görz.*

*Foto: Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv Austria (WK1/ALB070/20270)*

zugängliche Persönlichkeit.<sup>11</sup> Das verdichtet die wohlbegründete Annahme,<sup>12</sup> dass es Alois gewesen war, der 1930 dem gefallenen Bruder das seltsame Denkmal in der Zaunerleiten setzte, fast zur Gewissheit.

Alois Reingruber bewirtschaftete das Spielbergergütl (der Vater hatte es ihm 1940 überschrieben) gemeinsam mit seiner Frau Jahre hindurch. Dann erkrankte er psychisch schwer, blieb alleine am Hof zurück und fristete ein Eremitendasein.<sup>13</sup> Merkwürdig sind auch die Umstände

seines Todes im Winter 1968: Am 5. Jänner hatte ein Nachbar wegen „des seit geraumer Zeit kalten Kamins“ sowie wegen des Fehlens frischer Trittspuren im Schnee beim Haus Nachschau gehalten. Da die Tür versperrt war, wurden Bürgermeister, Gemeindefeldarzt und Feuerwehr gerufen; schließlich fand man den 60-Jährigen im Stall leblos „unter den Kühen liegend“ auf. Er dürfte schon einige Tage zuvor gestorben sein.<sup>14</sup> (Älteren Eidenbergern ist Alois Reingruber als „Spielberger Lois“ unverändert im Gedächtnis).

<sup>11</sup> Mitteilung von Johann Wakolm, Eidenberg, vom 14. 1. 2014.

<sup>12</sup> Auch Alois Reingrubers in Linz lebender Sohn Franz, der von dem Gedenkstein bis dato keine Kenntnis besaß, teilt diese Ansicht.

<sup>13</sup> Zeitungsausschnitt in der Chronik der Schule Eidenberg, Band 8, Seite 124.

<sup>14</sup> Chronik der Pfarr-Expositur Eidenberg.

# Methodische Altstadterhaltung: Braunau bundesweit Muster und Modell

Von Rainer Reinisch

## Geschichte

Seit der Gründung als bayerische Stadt 1260 mit einer Brücke über den Inn im Rücken hat Braunau als Festung gegen den Osten viel über sich ergehen lassen müssen: Kriege, Belagerungen, Einquartierungen, Beschießungen und Feuersbrünste.

Die kleine mit Mauer und Graben umschlossene erste Gründung wurde im 15. Jahrhundert dann um ein Vielfaches vergrößert, wieder mit Mauer und Graben wehrhaft ausgestattet. Später, als Antwort auf die Erfindung der Artillerie, erfolgte der Ausbau zur bastionären Festung.

Bayern hatte Angst vor den Türken, aber auch vor den Österreichern, die 1743 in der Schlacht von Simbach die Bayern besiegten. Die Schwesterstadt von Braunau wurde hier bis auf das letzte Haus den Flammen geopfert.

1816 fiel das Innviertel endgültig an Österreich, und die Wehrhaftigkeit gen Osten hin hatte ihren Sinn verloren. So wurde noch knapp vor der Übergabe 1808 von den Bayern der Abbruch der Befestigungen angeordnet.

Daraufhin hätte die nun österreichische Stadt die Möglichkeit der friedlichen Stadterweiterung nach Osten hin gehabt, aber die wirtschaftliche Kraft war nicht vorhanden. Erst um 1920 ent-

standen erste Villen vor den ehemaligen Bastionen.

Von den „großzügigen“ Projekten der Hitlerzeit ist gottlob nichts realisiert worden, und nach Ende des Zweiten Weltkrieges döste das Städtchen als Schichtarbeiterstadt der Aluminiumwerke Ranshofen vor sich hin. Bis ab 1958 mit dem Bürgermeisterduo Fridl/Fuchs ein planungsfreudiger und zukunftsorientierter Geist Einzug hielt.

Alles, was eine voll ausgestattete Mittelstadt braucht, wurde neben dem zügigen Wohnbau in zwei Jahrzehnten geschaffen – die Altstadt funktionierte als Handelszentrum, war aber sonst zunächst noch keiner besonderen Beachtung wert.

1960 hat man anlässlich einer 700-Jahr-Feier einige Fassaden mit Dispersionsfarben gestrichen, sich weiter jedoch wenig um das historische Erbe gekümmert.

## Die Altstadtpflege

Als neuer Stadtbaudirektor konnte der Verf. in der Folge ein gesamtösterreichisches Forschungsvorhaben des Bundesministeriums für Bauten und Technik samt der beauftragten Gruppe M nach Braunau bringen. Damit begann



*Kleine Kirchengasse mit Schwibbogen und Blick auf die Stadtpfarrkirche.*

eine intensive, methodisch konsequente Forschung zur Stadterneuerung/Modell Braunau. Bis ins kleinste Detail betrieb man Grundlagenforschung, wurden im Kontakt mit der Bürgerschaft Konzepte erarbeitet, Schritt für Schritt fach- und stilgerecht innere Sanierungen, Revitalisierungen sowie äußerlich optische Verbesserungen in Angriff genommen.

Bald fand dies auch überregionale Beachtung: 1975 wurde Braunau im – vom Europarat ausgerufenen – „Europäischen Jahr des Denkmalschutzes“ lobend erwähnt, sodann 1981 in der Kampagne der europaweiten Stadterneuerung als Musterstadt Österreichs vorgestellt.

Zwischenzeitlich war 1975 für den alten Stadtkern ein Bebauungsplan samt Bebauungsvorschriften (Stadtsatzung) vom Gemeinderat einstimmig beschlossen worden. Auf Antrag der Stadt erklärte das Bundesdenkmalamt schließlich den engen Bereich innerhalb der ersten hochmittelalterlichen Mauer zum Denkmalensemble, wobei jedes einzelne Haus einer speziellen Bewertung unterzogen werden musste.

### **Aktueller Stand**

Die Altstadt war, abgesehen von zwei oder drei dezentralen Greißlereien,



*Blick vom Schleifmühlgraben auf die Stadtpfarrkirche St. Stephan.*

noch 1970 alleiniger Handelsplatz für Waren des täglichen Bedarfs und jede Art von sonstiger Versorgung. Durch die sogenannten Supermärkte an der Peripherie in dieser Funktion mittlerweile zwar geschwächt, ist sie in der Mischung unterschiedlichster, attraktiver Angebote nach wie vor das lebendig pulsierende Herz der Bezirksmetropole.

Die breit angelegte Strategie zur Bewahrung des historischen Erbes und seiner behutsamen Erneuerung wurde von der Bevölkerung mit überwältigender Mehrheit gebilligt und angenommen.

So machte sich die jahrelange öffentliche Information und Motivation vielfach bezahlt. Wohl kein einziger Braunauer wird die Bemühungen – Zielsetzung, Methodik und Procedere sind für jede österreichische Klein- oder Mittelstadt unschwer nachvollziehbar! – oder das Ergebnis verurteilen. Man ist im Gegenteil allgemein stolz auf den Besitz einer so schön und mustergültig erhaltenen, schmucken Altstadt als Zentrum und Mittelpunkt des eigenen Lebensraums.

(Alle Fotos stammen vom Autor.)

# Buchbesprechungen

**Siegfried Kristöfl/Eduard Wiesner: St. Roman.** *Ein Buch für Rominger, die es sind und waren und es werden wollen.* Bd. 1 und 2. Herausgegeben 2013 von der Gemeinde St. Roman; 1.177 Seiten, reich illustriert, EUR 96,00. Zu beziehen direkt beim Gemeindeamt (07716/7359-0).

*Häuserchronik extra* (= Bd. 3), EUR 48,00.

Gewicht ist nicht alles, aber es beeindruckt trotzdem: insgesamt sechseinhalb Kilo wiegen allein die zwei Hauptbände des Heimatbuches von St. Roman. Gut 1.700 Einwohner leben dort, rechnerisch gehört also jedem Gemeindebürger fast eine Seite persönlich. Dazu kommt noch als eigener Band die Häuserchronik. Der blanke Zahlenspiegel wird dem multiplen Anspruch dieser dreiteiligen Edition freilich nicht im Ansatz gerecht.

St. Roman erstreckt sich im Norden des Bezirks Schärding bzw. an der Südflanke des Sauwalds und lag einmal jenseits, dann wieder diesseits der bairisch-österreichischen Grenze.

Aufbauend auf Vorarbeiten lokaler Heimatforscher wird die durchaus nicht unbedeutende Geschichte des Ortes erzählt, angefangen von der sagenumwobenen Errichtung einer Kirche in Altdorf über die bayrische Zeit, also die Jahrhunderte vor 1779 bzw. 1816, bis hin zum Hier und Heute. [Die Entwicklung St. Romans vollzog sich übrigens primär von Westen her, ein Umstand, der in nicht wenigen Innviertler Heimatbüchern ungenannt bleibt].

Neben instruktiv beleuchteten Themen wie Historie, Ökonomie und Gemeindepolitik vermittelt ein breit gefasster Begriff von Heimatforschung reihum Einsichten und Erkenntnisse, die auch für „Nicht-Rominger“ relevant und interessant sein können. Angenehm lesbar, ist das Werk eine echte Fundgrube an spezifischen Informationen. Musik, Religion und Volkskultur – ein Max Kislinger etwa hat sich hier gerne aufgehalten und geforscht – werden ebenso aufschlussreich behandelt wie z. B. der Naturraum und die Landwirtschaft. Optischer Pluspunkt: das umfängliche, professionell und liebevoll erstellte Fotomaterial. Eduard Wiesner gelang es, eine Menge motivisch sprechender Illustrationen von hoher Qualität beizubringen.

Einen roten Faden für sich bilden Interviews mit Vertretern verschiedener Generationen, wodurch die Lebenswelt oft auch der sogenannten kleinen

Leute ins Zentrum regionaler Alltagsgeschichte rückt. Nicht zuletzt werden unmittelbare Auswirkungen des Ersten Weltkriegs anhand der örtlichen Schulchronik beispielhaft dargestellt; zielbewusst ausgewertet, bündelt diese exzellente Quelle u. a. viele Fakten zur Situation im Hinterland und lässt die allgemeine Ernüchterung angesichts des Untergangs der Monarchie geradezu atmosphärisch erstehen.

**Andrea Euler: Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 38: Studienband „Keramik aus St. Peter bei Freistadt“.** Hg. Oö. Landesmuseen, 308 Seiten, EUR 38,00. ISBN 978-3-85474-291-3.

Nachdem im Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt im Rahmen einer Sonderausstellung 2013 die Zierkeramiken aus dem ehemaligen Fachbetrieb in St. Peter bei Freistadt präsentiert worden waren, ist nun der entsprechende Studienband erschienen. Dieser unternimmt den Versuch, mittels Werkkatalog die gesamte Produktpalette in St. Peter von 1925 bis 1959 vorzustellen, deren Position innerhalb des österreichischen Keramikschaffens zu beleuchten, die Fertigungstechnik zu klären und, abgesehen von der Firmengeschichte, auch die dort beschäftigt gewesenen Künstler zu dokumentieren – das alles mit Hunderten Abbildungen.

Trotz der künstlerischen Qualität und zeitweise überregionalen Verbreitung etlicher Erzeugnisse (man hatte Abnehmeradressen u. a. bis nach Wien), teilte auch diese Mühlviertler Firma das Los der meisten anderen österreichischen Keramikbetriebe: mit neuen Modeströmungen und geändertem Geschmack verschwand die Zierkeramik nach und nach aus dem Alltag, was ausgangs der 50er Jahre das Ende des Unternehmens besiegelte.

Der Studienband 38 ist wie die übrigen Bände der Serie in allen Häusern der Oö. Landesmuseen und ebenso im Freistädter Schlossmuseum beziehbar. E-Mail: katalogbestellung@landesmuseum.at. Telefonische Anfragen: (0732) 674256-178.

Gelegenheit zum Vergleich der behandelten Objekte auch im Original bieten die neu eingerichtete, ständige Präsentation im Schlossmuseum Freistadt sowie die heurige Sonderausstellung „Keramik aus St. Peter bei Freistadt“ im Keramikmuseum Scheibbs/Niederösterreich, die noch bis 26. Oktober gezeigt wird.

**Robert Klugseder, Ausgewählte mittelalterliche Musikfragmente der Österreichischen Nationalbibliothek Wien. Unter Mitarbeit von Alexander Rausch.** *Codices manuscripti. Zeitschrift für Handschriftenkunde begründet von Otto Mazal und Eva Irblich, Supplementum 5. Purkersdorf: Gebrüder Hollinek 2011. 131 Seiten mit zahlreichen Faksimile, EUR 98,00.*

**Robert Klugseder, Quellen zur mittelalterlichen Musik- und Liturgiegeschichte des Klosters Mondsee. Mit Beiträgen von Alexander Rausch, Martin Roland und Hanna Zühlke.** *Codices manuscripti. Zeitschrift für Handschriftenkunde begründet von Otto Mazal und Eva Irblich, Supplementum 7. Purkersdorf: Gebrüder Hollinek 2012. 314 Seiten mit zahlreichen Faksimile, EUR 149,00.*

Die vorliegenden Publikationen entstanden als erste Ergebnisse eines vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanzierten und von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführten Projektes „Musikalische Quellen des Mittelalters der Österreichischen Nationalbibliothek Wien“ (ÖNB). Dessen Aufgabe ist die Katalogisierung aller vor dem Jahr 1500 entstandenen Handschriften mit musikalischer Notation oder mit musiktheoretischem Inhalt. Die Erschließung dieses Bestandes war notwendig geworden, da die zwischen 1864 und 1899 erschienenen Katalogbände „*Tabulae codicum manu scriptorum*“ den wissenschaftlichen Ansprüchen schon längere Zeit nicht mehr genügten. Auch die Jahrzehnte später im Zug der Beschreibung illuminierten Handschriften vorgenommene Erfassung mehrerer Musikhandschriften bot zu den musikalischen Belangen keine genaueren Angaben. Die Hauptarbeit der Neuerschließung leistet seit 2008 Doz. Mag. Dr. Robert Klugseder mit einem Stab von Mitarbeitern unter der Projektleitung von Mag. Dr. Alexander Rausch am Institut für kunst- und musikhistorische Forschungen – Abteilung Musikwissenschaft der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in enger Kooperation mit der Handschriftensammlung der ÖNB. Die Ergebnisse werden laufend auf der Projekthomepage ([www.cantusplanus.at](http://www.cantusplanus.at)) publiziert. Als Abschluss ist auch eine gedruckte Version geplant.

Der erstgenannte Band präsentiert eine Auswahl von 65 aus rund 600 bis jetzt gefundenen Fragmenten mit musikalischen Aufzeichnungen aus dem Mittelalter. Diese zwischen 9. und frühem 16. Jahrhundert datierenden Stücke stammen aus Österreich, Deutschland, Böhmen, Ungarn, Italien und Frankreich. Die sorgfältige Sucharbeit im Rahmen der Neukatalogisierung des gesamten mittelalterli-

chen Handschriftenbestandes in allen Abteilungen der ÖNB (sie hütet auch Handschriften und Bücher aus einigen Klöstern Oberösterreichs aus der Zeit nach deren Aufhebung im 18. Jh.) wird sicher noch etliche bis dato unbekannte, aussagekräftige Dokumente zu Tage fördern. Bis ins 17. Jahrhundert wurden alte, aus verschiedenen Gründen nicht mehr verwendbare Handschriften aufgelöst und das Pergament als besonders robustes Material beim Binden von Büchern für Einbände, als Vorsatzblätter, Fälze u. dgl. wieder verwertet. Dadurch ist die eine oder andere Aufzeichnung, oft etwas verstümmelt, aber doch einigermaßen lesbar, erhalten geblieben. Einige dieser Relikte überliefern also „zufällig“ wertvolle Dokumente, die für viele Wissenschaftsdisziplinen hochinteressant sind.

Ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis offenbart die Fülle der im Mittelalter handschriftlich praktizierten Notationsweisen. Die hier vorgestellten Fragmente sind entsprechend der chronologischen Ordnung der Notationsformen in verschiedenen Regionen Europas angeführt. Fragmente lassen zunächst viele Fragen offen und bergen weitgehend unbekanntes Schriftgut, das der Forschung erst durch eine vollständige Beschreibung zugänglich wird. (Wie man weiß, wurden Handschriften oft allein deshalb aufgelöst, weil ihr Inhalt auf Befehl eines Visitators nicht mehr verwendet werden durfte; so ist manch verbotener, nicht selten mehrstimmiger Gesang als Buchbindematerial „beseitigt“ worden, um – s. o. – auf diesem Weg als Rarität zu überleben). Die nächste „Recyclingsphase“ ist eine möglichst lückenlose Untersuchung und Beschreibung des Inhalts, sodass dieser für weitere Forschungen herangezogen werden kann. An erster Stelle der Beschreibung der einzelnen Fragmente stehen neben deren umfassender Darstellung bzw. Qualifizierung Hinweise auf die Verwendung in der Liturgie mit einer Auflistung der Textincipits der Gesänge, dann folgen ausführlich erläutert die Charakteristika der Notation, paläographische und kunsthistorische Aspekte, nach Möglichkeit auch die Provenienz, falls der Trägerband und dessen Herkunft noch bekannt sind. Als Anhang wird eine Katalog-Gesamtübersicht in Tabellenform geboten, die Signatur, Buchtyp, Entstehungszeit, Provenienz, Notation und Bearbeiter anführt. Darin kann sehr einfach und rasch nach verschiedenen Kriterien gesucht werden. Dem folgt ein Literaturverzeichnis und als Register eine Signatur-Übersicht.

Besonderes Interesse verdient der an zweiter Stelle genannte, Band, der die mittelalterlichen Musik- und Liturgiehandschriften des Klosters Mond-

see erschließt. Forschungsergebnisse aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen weisen Mondsee als eines der bedeutendsten Klöster Österreichs und Mitteleuropas mit weiter Ausstrahlung aus. Das Musikleben Mondsees ist bis jetzt nur wenig erforscht. Der beachtenswerte Bestand an Musikhandschriften und das bekannt hohe intellektuelle Niveau des Konvents schon im Mittelalter lassen auch hinsichtlich der Musikkultur besondere Dokumentationsleistungen erwarten, die sich in der mustergültigen Erschließung der Handschriften zumindest bereits ansatzweise zeigen. Im Zuge der Aufhebung der Benediktinerabtei Mondsee im Jahr 1791 sind mehr als 700 mittelalterliche Handschriften, großteils im Skriptorium dieses Klosters entstanden, an die Hofbibliothek, heute ÖNB, gekommen. Ein Teil des einst beachtlichen Bestandes gelangte auch in Privatbesitz, aus dem manche Handschrift und so manches Fragment später im Antiquariatshandel wieder auftauchten. Erfreulich ist, dass im Katalog auch die einschlägigen Bestände der oö. Landesbibliothek, des oö. Landesmuseums, oö. Landesarchivs sowie der Bibliothek der katholisch theologischen Privatuniversität Linz erfasst bzw. erwähnt sind.

Den Hauptanteil dieser Katalogisierungsarbeit leistet R. Klugseder, der seine Fachkompetenz durch diverse Studien und in mehreren Publikationen zur mittelalterlichen Liturgie- bzw. Musikgeschichte verschiedener Klöster unter Beweis gestellt und dabei neue Maßstäbe gesetzt hat. Die mehrseitige Einleitung bietet anhand einer kursorischen Klostergeschichte viele Informationen betreffend die Liturgie- und Musikpflege, herausragende Aktivitäten des klostereigenen Skriptoriums, die Annahme der Reform von Cluny-Hirsau und später von Subiaco-Melk sowie die Universitätsstudien einzelner Mönche. Hier wäre auch auf die Existenz einer Klosterschule und deren musikalische Bedeutung hinzuweisen. Darin sind Möglichkeiten und Wege zu weiteren umfangreicheren Forschungen aufgezeigt, inwieweit etwa die Realisierung der monastischen Reformen, Universitätsstudien oder die Klosterschule mit ihren Übungen mehrstimmiger Musik in Mondsee zu besonderen Ausprägungen in der Gottesdienstgestaltung führten. Bei einigen bislang dem Kloster Mondsee zugeordneten Handschriften konnte jetzt auch geklärt werden, dass diese weder in Mondsee entstanden noch dort nachweislich verwendet worden sind.

Die Beschreibung der Handschriften bringt nach den Angaben zum Material eine genaue, detaillierte Charakterisierung der Notation und, in ei-

nem ausführlichen Kommentar, Aufschlüsse zu Entstehung, Geschichte und Eigenheiten. Eine Tabelle mit Angaben zu den liturgischen Texten macht die Zuweisung zu einer bestimmten Liturgietradition möglich. Die Literaturangaben zu den jeweiligen Handschriften wurden bewusst auf die wichtigsten Abhandlungen beschränkt, da umfassende, ständig aktualisierte Informationen über die Homepage der ÖNB abrufbar sind. Eine Reihe von Farbabbildungen ausgewählter Seiten vermittelt nicht nur optische Eindrücke, sondern gestattet auch genauere Vergleiche mit dem Schriftbild anderer Codices. Die präzise Untersuchung erhaltener Fragmente ermöglichte auch deren Zusammenführung – es konnten z. B. mehrere ausgelöste Falzstreifen zu einem Bifolium rekonstruiert und damit eine relativ gute Lesbarkeit sowie exaktere Bestimmung erreicht werden. Die mit Hilfe von Farbabbildungen erstellten Notationsübersichten zeigen die variierenden Schriftzüge in den Einzelzeichen, deren Details zur Datierung beitragen und auf die Verwandtschaftsbeziehungen einzelner Handschriften hinweisen. Aufgenommen ist ebenfalls das in der Bibliothek der katholisch-theologischen Privatuniversität Linz aufbewahrte Antiphonar aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dem Titel des Bandes entsprechend findet sich auch eine Visitationsurkunde, die im Verlauf der Melker Reform ausgestellt wurde und wichtige Anweisungen zur liturgischen Musikpraxis enthält. Dann folgen noch die von A. Rausch erarbeiteten Beschreibungen von Fragmenten mit mehrstimmiger Musik, denen auch eine Übertragung in die heute übliche Notationsweise beigegeben ist, sowie musiktheoretische Handschriften. Der reichhaltige Anhang bringt einige zusätzliche, wertvolle Beiträge. Anhang 1: Kurzbeschreibungen von 150 liturgischen Handschriften aus Mondsee und einigen inkorporierten Pfarrkirchen, darunter St. Wolfgang, mit einer Übersicht der erwähnten Schreiber. Anhang 2: deutsche und lateinische Lieder mit Übertragungen in die heutige Notenschrift. Anhang 3: Konkordanz der in den einzelnen Handschriften enthaltenen Sequenzen. Anhang 4: Konkordanz des Offiziumsrepertoire. Anhang 5: Hermannus Contractus (+1054), Offizium für den hl. Wolfgang. Anhang 6: Christian von Lilienfeld, Offizium für die hl. Dorothea. Anhang 7: Signaturenübersicht; Handschriften und Fragmente (Register). Anhang 8: Literaturverzeichnis.

Mittlerweile ist eine Ergänzung erforderlich geworden, da im Zuge der Neuerfassung des gesamten Handschriftenbestandes eingehende Analysen bestimmter Texte und Vergleiche mit anderen sicher

zugeordneten Handschriften zu neuen Erkenntnissen zur Provenienz geführt haben und somit noch weitere Codices erstmals Mondsee zugeordnet werden konnten. Zudem hat man einige Präzisierungen und Korrekturen in die Beschreibung der Handschriften aufgenommen. Siehe dazu: R. Klugseder in: *Codices manuscripti & impressi* 91 (2013) 45-56.

Neben der Bildausstattung ist unter anderem noch die „Benutzerfreundlichkeit“ hervorzuheben. Wer einen Codex bestimmter Provenienz oder ei-

nen konkreten Inhalt sucht, der findet dank der übersichtlichen Textanordnung und der einzelnen Verzeichnisse rasch ausreichende Antworten. Insgesamt ist zu konstatieren, dass hier durchgehend neue Maßstäbe für die Beschreibung mittelalterlicher Liturgie- bzw. Musikhandschriften gesetzt wurden und man weitere Publikationen aus diesem überaus wichtigen Forschungsprojekt mit Spannung erwarten kann.

Karl Mitterschiffthaler

